

Werk

Label: Periodical issue

Jahr: 1891

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_0026|log5

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

1890.403H.

ZEITSCHRIFT

DER

GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE

ZU BERLIN.

Band XXVI — 1891 — No. 1.

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes
von dem Generalsekretär der Gesellschaft

Georg Kollm,

Hauptmann a. D.

Inhalt.

	Seite
Das Pandschab. Von Dr. E. Jung	I
Besuch des Kinkoni-Gebietes in West-Madagaskar. Von Dr. A. Voeltzkow in Mojanga. (Mit Übersichtskarte: <u>Tafel 1.</u>)	65

BERLIN, w. 8.

W. H. KÜHL.

1891.

LONDON E. C.
SAMPSON LOW & Co.
Fleet-Street.

PARIS.
H. LE SOUDIER.
174 & 176. Boul. St. Germain.

41 K

Das 6. (Schluss-) Heft des XXV. Bandes, enthaltend die Übersicht der auf dem Gebiete der Geographie im Jahre 1890 erschienenen Werke, Karten etc., erscheint im März d. J.

Veröffentlichungen der Gesellschaft im Jahre 1891.

- 1) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang 1891 — Band XXVI (6 Hefte),
- 2) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang 1891 — Band XVIII (10 Hefte).

Preis im Buchhandel für beide: 15 M., Zeitschrift allein: 12 M., Verhandlungen allein: 6 M.

Beiträge zur Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde werden mit 50 Mark für den Druckbogen honoriert, Original-Karten gleich einem Druckbogen berechnet.

Die Gesellschaft liefert keine Sonder-Abzüge, jedoch steht es den Verfassern frei, solche nach Übereinkunft mit der Redaktion auf eigene Kosten anfertigen zu lassen.

Alle für die Gesellschaft und die Redaktion der Zeitschrift und Verhandlungen bestimmten Sendungen — ausgenommen Geldsendungen — sind unter Weglassung jeglicher persönlichen Adresse an die:

„Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin SW. 12, Zimmerstr. 90“,

Geldsendungen an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Geh. Rechnungsrat **Bütow, Berlin W. Leipziger Platz 13**, zu richten.

Die Geschäftsräume der Gesellschaft — Zimmerstraße 90 II — sind mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, täglich von 9—12 Uhr Vorm. und von 4—8 Uhr Nachm. geöffnet.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin S.W. (H. Reuther und O. Reichard.)

Soeben erschien:

Bibliotheca geographica Palaestinae.

Chronologisches Verzeichniss

der auf die Geographie des Heiligen Landes bezüglichen Literatur

von 333 bis 1878

und Versuch einer Carthographie.

Herausgegeben von

Reinhold Röhrich.

Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

gr. 8. XX. 744 S. M. 24.—.

Das Pandschab.

Von Dr. E. Jung.

Benutzte Quellenwerke.

- Report on the Census of the Panjáb taken on the 17th of February 1881 by
Denzil Charles Jelf Ibbetson. vol. I—III. Calcutta 1883.
- Report on the Administration of the Punjab and its Dependencies for 1882—83,
1883—84, 1884—85, 1886—87, 1887—88, 1888—89. Lahore.
- The Imperial Gazetteer of India by W. W. Hunter. London 1886.
- The Cyclopaedia of India by Balfour. London 1885.
- The Punjaub and North West frontier of India by an old Punjaabee. London 1878.
- Eastwick, Handbook of the Panjab. London 1883.
- General Maclagan, The rivers of the Punjab, in den Proceedings of the Royal
Geographical Society. London 1885.
- Oldham, On probable changes in the geography of the Punjab and its rivers. An
historico-geographical study. Calcutta 1887.

Gerade in dem Winkel gelegen, in welchem das gewaltige Massiv des Himalaya, das nördliche Bollwerk Indiens, mit der Suleimankette, dem westlichen Grenzgebirge, zusammentrifft, zwischen Hindustan und den Pässen, durch welche allein ein Zugang von dem asiatischen Kontinent her möglich ist, bildet das Pandschab im wahrsten Sinne des Wortes die Grenzprovinz Indiens und die Hüterin des Thores zu dem Reiche, als dessen letztes Glied es selbst gewonnen wurde. Die großen arischen und skythischen Schwärme, welche in periodisch einander folgenden Völkerwellen ihre Heimatsitze auf den dürren Hochebenen Centralasiens mit den fruchtbaren Flächen Indiens vertauschten, die sieggewohnten Heere des großen Alexander, die friedlichen chinesischen Pilgrime auf ihrer Forschungsfahrt nach den heiligen Büchern ihres Glaubens, die muhammedanischen Eroberer, welche von Beutelust und Bekehrungseifer getrieben, hier eins der größten islamitischen Reiche gründeten, das die Welt je gesehen, die räuberischen Horden, welche nach einander Kultugh, Timur, Nadir Schah und Ahmed Schah hieher führten, die Heere Baber's und Humayun's, — sie haben alle ihren Weg nach Indien gefunden über die weiten

Ebenen der fünf Flüsse, von welchen die Provinz den Namen trägt. Die große centrale Wasserscheide, welche den östlichen Teil des Pandschab bildet, ist immer das Schlachtfeld Indiens gewesen. Hier wurden die Kämpfe ausgefochten, deren Schilderung der Hauptinhalt des alten Nationalepos der Mahabharata ausmacht; hier war der Schauplatz des Ringens um die Herrschaft, welche nach dem Wechsel muhammedanischer Mogul den Seikh zufiel, um schliesslich aus deren Händen an die Briten überzugehen.

Innerhalb der Grenzen des Pandschab ward die Hindureligion geboren und die älteste heilige Literatur der Welt verfasst, hier entstand unter dem unerträglichen Druck der Brahmanen die religiöse Sekte der Seikh mit ihrer militärischen Verfassung auf theokratischer Grundlage, und wenn auch die Nachfolger Buddha's heut nur durch wenige Tausende unwissender Bergbewohner repräsentiert werden, so entsprang doch dem Pandschab der Begründer der Gupta-Dynastie, unter dessen Enkel Asoka der Buddhismus hier wie auch anderswo zu einer Bedeutung emporstieg, welche er seitdem nie wieder erreicht hat.

Die ethnologische Zusammensetzung der Bevölkerung ist von nicht geringerem Interesse. Zwar finden wir keine von jenen noch in primitiv-barbarischen Zuständen verharrenden Aboriginerstämme, wie im centralen Teil Indiens sie noch zahlreich genug hausen, vielmehr schließt das Pandschab mit den benachbarten Provinzen die friedlichen Nachkommen der alten Radschputenherrscher des Landes ein, die kräftigen Ackerbau treibenden Dschat, welche den Grundstock der ländlichen Bevölkerung des Nordwestens ausmachen, sowie andere ihnen verwandte Rassen. Aber die nomadischen und noch immer nur halb civilisierten Stämme der centralen Weidegründe, die Pathan und Beludschan an der Westgrenze, so verschieden von allen indischen Rassen, die Handel treibenden Khatri, Arora, Sud, Bhabra und Paratscha und die Bergstämme der Dogra, Kanet, Thakar und Ghirat sind auf die Provinz fast allein beschränkt, während die Gakkhar, Awan, Kharral, Kathia, Khattar und viele andere Stämme der Bezirke Rawalpindi und Multan dem Ethnologen Probleme von höchstem Interesse vorlegen. Innerhalb der Grenzen der Provinz finden wir drei bestimmte Zweige der großen Sprachenfamilie des Hindi, deren zwei dem Pandschab allein angehören, während Paschtu, Bilutschi, Kaschmiri und mancher der anderen eigentümlichen Bergdialekte oft auf das Thal eines einzigen Flusses beschränkt sind und das Tibetische in den entlegenen Bergen von Spiti gesprochen wird.

Die religiösen Verhältnisse der Provinz sind eigentümlich. Heut zählt das Pandschab unter seinen Bewohnern ein Viertel sämtlicher Muhammedaner des indischen Kaiserreichs, $\frac{1}{20}$ aller Hindu, $\frac{1}{2}$ sämt-

licher Seikh. In den frühesten Zeiten der Hindureligion standen die Bewohner des eigentlichen Pandschab im schlechtesten Ruf bei den Anbetern Brahma's, und weder diese Religion noch auch der Islam hat aus dem Leben der hier wohnenden Völker die abergläubischen Anschauungen und Gebräuche zu verbannen vermocht, welche jene aus den Stammsitzen ihrer Vorfahren ins Land brachten.

Auch die soziale Organisation der Bevölkerung, das Recht des Stammes wie des Einzelnen auf das Land, das er bebaut oder über welches er seine Herden treibt, zeigen ganz bestimmte eigentümliche Züge, wie wir sie in solcher ursprünglichen Unverfälschtheit kaum irgendwo sonst auf der gangetischen Halbinsel vorfinden. Zugleich haben von Osten her sich geltend machende Einflüsse verändernd und umgestaltend so eingewirkt, daß auf diesem Raum fast jede Art ländlichen Besitzrechts sich nachweisen läßt.

Das Pandschab ist kein Land grofsartiger industrieller Unternehmungen; wir finden hier weder eine bedeutende Fabrikthätigkeit noch auch vielverzweigten Bergbau, aber doch nimmt die Provinz auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine hervorragende Stelle ein. Der Ackerbau liefert dem englischen Markt jährlich wachsende Mengen vortrefflichen Weizens, die nomadischen Hirtenstämme der westlichen Doabs und der Uferbewohner des Indus und Sätledsch züchten grofse und vortreffliche Herden, die Povindah-Karawanen afghanischer Kaufleute durchziehen das Deradschat, während die Salzbergwerke von Dschelam ihre Produkte weit über die Provinz hinaus versenden. Und noch heut halten die Seiden- und Paschmfabrikate, die Stickereien von Delhi, Peschawar, Ludhianah und Amritsar, die Emails von Multan, die damascierten Arbeiten von Sialkot und Gudscherat, die Töpferware von Peschawar und Multan und die herrlichen Goldschmiedearbeiten und Miniaturmalereien von Delhi ihren alten, durch Jahrhunderte begründeten Ruf aufrecht.

Begrenzung und Einteilung.

Das Pandschab (panj ab) d. i. das „Land der Fünf Flüsse“ begreift nach seiner strengen etymologischen Bedeutung nur das von Sätledsch, Beas, Ravi, Tschénab und Dschelam bewässerte Gebiet; doch haben neuere territoriale Abgrenzungen diesem Kern drei weitere wohl markierte Landschaften hinzugefügt: das Sind Sagar Doab, den keilförmigen Abschnitt zwischen dem eigentlichen Pandschab und dem Indus, das Deradschat, den schmalen Landstreifen westlich vom Indus bis zu den Suleiman-Bergen, endlich die Cis-Sätledsch-Distrikte, das Tafelland von Sirhind, zwischen dem eigentlichen Pandschab und der Dschamna, dessen gröfserer Teil historisch und geographisch zu den Nordwestprovinzen

gehört, das aber administrativ dem Lieutenant-Governor zu Lahore unterstellt ist.

Die Provinz liegt zwischen $27^{\circ} 39'$ und $35^{\circ} 2'$ nördlicher Breite und $69^{\circ} 35'$ und $78^{\circ} 35'$ östlicher Länge von Greenwiche, die Nordgrenze gegen Kaschmir bildet die mächtige Kette des Himalaya, nach Westen und Nordwesten zu wird das Land von Kelat, Beludschistan und Afghanistan durch die Suleimankette und dann durch Ausläufer des Safed Koh getrennt, welche in nordöstlicher Richtung an den Himalaya, südlich an die Suleimankette sich anschließen. Im Süden liegen Sind, Radschputana und der Distrikt Mathra der Nordwestprovinzen; von den letzten wird die Provinz ostwärts durch die Flüsse Dschamna und Tonse geschieden, den Nordosten endlich erfüllen gewaltige Parallelketten des Himalaya als Grenzwälle gegen das chinesische Tibet.

Historisch und geographisch lassen sich vier verschiedene Teile des Pandschab unterscheiden: 1) das Territorium östlich vom Satledsch, das man auch als die Cis-Satledsch-Staaten zu bezeichnen pflegt, welches wiederum drei Gebiete einschließt, die 1808—1809 unter britisches Protektorat gestellten Staaten, welche später nach dem Tode ihrer Fürsten ohne Erben oder wegen des illoyalen Verhaltens ihrer Herrscher 1847 eingezogen und unter direkte britische Verwaltung gestellt wurden, den Bergdistrikt von Simla, von welchem ein Teil während des Ghurkakrieges 1814—1816 und der Rest durch Anfall, Kauf oder Tausch erworben wurde, endlich die Besitzungen des Maharadscha Dhulep Singh am linken Ufer des Satledsch, 1845 dem britischen Territorium einverleibt; 2) das Dschallandhar Doab und der Bergdistrikt von Kangra, nach dem ersten Seikh-Kriege im März 1846 durch den Vertrag von Delhi an die britische Regierung abgetreten; 3) das eigentliche Pandschab, westlich von Beas, am Ende des zweiten Seikh-Krieges im März 1849 abgetreten; 4) das Territorium von Delhi, westlich von der Dschamna, das im Februar 1858 von den Nordwestprovinzen abgetrennt und dem Pandschab überwiesen wurde.

Administrativ zerfällt die Provinz in zwei Teile, in einen größeren unmittelbar unter der Verwaltung des Lieutenant-Governors stehenden und in das Gebiet der Tributärstaaten. Die Arealangaben weichen in den früheren *Reports on the Administration of the Punjab* von denen in den offiziellen Censusberichten einigermaßen ab; indessen sind die letzteren, welche auch den Berechnungen späterer Reports zu Grunde liegen, wohl die richtigeren.

Danach hat der unmittelbar unter dem Lieutenant-Governor stehende Teil der Provinz ein Areal von 106 632 engl. Quadratmeilen und nach dem letzten Census von 1881 eine Bevölkerung von 18 850 437 Seelen, während die 36 größeren und kleineren Tributärstaaten einen Umfang

von 35 817 engl. Quadratmeilen mit 3 861 683 Bewohnern besaßen, sodafs der Gesamtumfang der Provinz sich auf 142 449 engl. Quadratmeilen mit 22 712 120 Seelen berechnete.

Areal und Bevölkerung der unmittelbaren britischen
Besitzungen in der Provinz Pandschab.

Divisionen und Distrikte	Areal qkm	Bevölkerung		Zusammen	Auf 1 qkm
		Männlich	Weiblich		
1. Delhi	14 529,04	1 019 104	888 880	1 907 984	131,3
Delhi	3 304,65	344 016	299 499	643 515	194,7
Gurgaon	5 019,12	338 917	302 931	641 848	127,9
Karnál	6 205,27	336 171	286 450	622 621	100,3
2. Hissar	21 638,17	707 182	603 885	1 311 067	60,6
Hissar	9 168,06	272 267	231 916	504 183	55
Rohtak	4 690,21	296 224	257 385	553 609	118
Sirsa	7 719,90	138 691	114 584	253 275	32,5
3. Ambala	10 263,56	955 580	773 580	1 729 043	168,5
Ambala	6 655,91	588 272	478 991	1 067 263	160
Ludhiána	3 561,04	339 598	279 237	618 835	174
Simla	46,61	27 593	15 352	42 945	92
4. Dschálandhar	32 556,96	1 293 828	1 127 953	2 421 781	74,4
Dschálandhar	3 423,78	431 435	358 120	789 555	230,6
Hoschiarpur	5 645,87	481 526	419 855	901 381	160
Kangra	23 487,31	380 867	349 978	730 845	31
5. Amritsar	13 866,04	1 476 153	1 252 956	2 729 109	196,8
Amritsar	4 076,42	490 694	402 572	893 266	219
Gurdáspur	4 718,70	445 798	377 897	823 695	176,4
Siáلكot	5 070,92	539 661	472 487	1 012 148	199,6
6. Lahore	23 274,95	1 201 277	990 240	2 191 517	94,2
Lahore	9 447,76	510 353	413 753	924 106	97
Gudschanwála	6 699,93	333 605	283 287	616 892	92
Firozpur	7 127,26	357 319	293 200	650 519	91,3
7. Rawal-Pindi	39 974,28	1 346 573	1 173 935	2 520 508	63
Rawal-Pindi	12 589,24	449 287	371 225	820 512	65,2
Dschelam	10 126,30	313 448	275 925	589 373	58,2
Gudschrát	5 109,77	362 162	326 953	689 115	134,8
Schahpur	12 148,97	221 676	199 832	421 508	34,7
8. Multan	52 560,93	936 356	776 038	1 712 394	32,6
Multan	15 228,30	304 517	247 447	551 964	36,2
Dschang	14 767,30	214 382	180 914	395 296	26,8
Montgomery	14 436,53	332 947	193 582	426 529	29,5
Muzaffargarh	8 129,53	184 510	154 095	338 605	41,7

Divisionen und Distrikte	Areal qkm	Bevölkerung		Zusammen	Auf 1 qkm
		Männlich	Weiblich		
9. Deradschát	45 792,08	616 638	520 934	1 137 572	24,8
Dera Ismail Khan	24 075,22	238 468	203 181	441 649	18,3
Dera Ghazi Khan	11 698,33	200 667	162 679	363 346	31
Bannu	10 019,53	177 503	155 074	332 577	33,2
10. Peschawar	21 705,50	649 509	531 780	1 181 289	54,4
Peschawar	6 484,97	329 524	263 150	592 674	91,4
Hazara	7 870,55	218 616	188 458	407 075	51,7
Kohát	7 349,88	101 369	80 171	181 540	24,7
11. Khaibar Pafs	—	7 970	203	8 173	—
Britisch. Territorium: 276 160,57 10 210 053 8 640 384 18 850 437 68,3					

Eine im Jahre 1868 veranstaltete Zählung hatte als Resultat 17 609 518 Seelen ergeben, sodafs also zwischen diesem Jahre und 1881 eine Zunahme von 1 240 919 Seelen festgestellt wurde. Allein diese Zunahme darf man nicht als voll gelten lassen, zum Teil erklärt sie sich aus einer genaueren Erfassung der Bevölkerung im allgemeinen, zum noch bedeutenderen Teil aber aus einer genaueren Zählung der weiblichen Personen. Die Muhammedaner, welche einen so starken Procentsatz (55,8 Proc.) der Gesamtbevölkerung des Pandschab ausmachen, haben eine stark ausgesprochene Abneigung, irgendwelche Mitteilungen über die weiblichen Glieder ihrer Familien zu machen. Und sicherlich ist diesem Umstande der sehr bedeutende Unterschied in der Zahl der beiden Geschlechter zuzuschreiben. Im Jahre 1855 waren nach der Zählung von 10 000 Personen 5517 männlich, dagegen 1868 nur 5448 und 1881 nur 5416. Es ist wahrscheinlich, dafs die Bevölkerungsziffer sich nicht unbedeutend höher stellt. Sie würde aber noch viel höher stehen, wenn nicht dem Zählungsjahr drei durch Krankheiten, Krieg und Mifsernten heimgesuchte Jahre vorausgegangen wären.

In den 36 Tributärstaaten, welche zur Provinz Pandschab gehören — bis 1877 unterstand auch Kaschmir dem Lieutenant-Governor, steht aber seitdem unter der direkten Kontrolle des Generalgouverneurs — war vor 1881 ein Census nicht abgehalten worden, die Fürsten aber zeigten eine auferordentliche Bereitwilligkeit, die nötigen Vorschriften zu beachten, sodafs hier eine nicht weniger genaue Zählung gemacht werden konnte, als in den britischen Besitzungen selber. Wie ein Blick auf die nachstehende Tabelle zeigt, ist der Unterschied zwischen den einzelnen Fürstentümern hinsichtlich ihrer Gröfse und Bevölkerung ein sehr bedeutender. Während die Gröfse eines Staates nahe an 34 000 Quadratkilometer erreicht, mißt ein anderer nur drei Quadratkilometer, und während die Bevölkerung eines Staates sich der ansehn-

lichen Zahl von 1½ Millionen nähert, hat ein anderer nur die bescheidene Ziffer 170 aufzuweisen. Geographisch scheiden sich diese Staaten in zwei große Gruppen: die der Ebenen und die der Berge.

Die Tributärstaaten des Pandschab.

	Areal qkm	Bevölkerung		Zusammen	Auf 1 qkm
		Männlich	Weiblich		
Staaten der Ebene.					
1. Sirhind.					
Patiála	15 246,43	806 984	660 449	1 467 433	96,3
Nábha	2 403,38	145 155	116 669	261 824	109,0
Dschind	3 190,69	136 909	112 953	249 862	78,4
2. Andere Staaten.					
Kapurthala	1 605,70	138 638	113 979	252 617	157,3
Faridkot	1 585,00	53 848	43 186	97 034	61,2
Maler Kotla	424,73	38 550	32 501	71 051	167,0
Kalsia	461,00	36 896	30 812	67 708	146,9
Dudschána	295,24	12 525	10 891	23 416	79,3
Pataudí	124,30	9 510	8 337	17 847	143,6
Loháru	738,10	7 539	6 215	13 754	18,6
Baháwalpur	38 847,70	314 395	259 099	573 494	14,8
Total:	64 922,27	1 700 949	1 395 091	3 096 040	47,7
Staaten der Berge.					
Mandi	2 589,85	75 588	71 429	147 017	56,8
Suket	1 227,59	29 280	23 204	52 484	42,8
Tschamba	8 236,00	60 382	55 391	115 773	14,0
Cis-Satledsch- oder Simla-Hill-Staaten.					
Náhan (Sirmur)	2 789,26	63 305	49 066	112 371	40,0
Biláspur (Kulur)	1 160,25	47 133	39 413	86 546	74,6
Baschahr (Bissahir)	8 598,29	33 019	31 326	64 345	7,3
Nálagarh (Hindur)	652,64	29 082	24 291	53 373	82,0
Keonthal (Kaionthal)	300,42	17 329	13 825	31 154	103,7
Baghal	321,14	11 036	9 597	20 633	64,2
Dschabbal (Dschubul)	745,83	10 605	8 591	19 196	25,7
Bhadschi	248,62	6 720	5 386	12 106	48,7
Kumhársain (Komharsin)	233,00	4 920	4 595	9 515	40,8
Mailog	124,31	4 966	4 203	9 169	73,8
Bághat	93,24	4 957	3 382	8 339	89,4
Balsan	132,00	2 878	2 312	5 190	39,3
Kuthar	18,13	2 020	1 628	3 648	201,2
Dhami	67,34	1 776	1 546	3 322	49,3

	Areal qkm	Bevölkerung		Zusammen	Auf 1 qkm
		Männlich	Weiblich		
Staaten der Erde.					
Taroch	173,52	1 850	1 366	3 216	18,5
Sāngri	41,44	1 440	1 153	2 593	62,5
Kunhiar	20,72	1 017	906	1 923	92,8
Bidscha	10,36	649	509	1 158	111,8
Māngal	31,00	583	477	1 060	34,2
Rawai	7,77	426	326	752	96,8
Darkoti	12,95	295	295	590	45,6
Dādhi	2,59	98	72	170	65,6
Total:	27 838,26	411 354	354 288	765 643	27,5
Gesamtsumme:	92 760,53	2 112 303	1 749 380	3 861 683	

In der Regel teilt man diese Staaten aber in drei Gruppen: 10 auf den östlichen Ebenen, Bahawalpur für sich auf den westlichen Ebenen und die 23 Bergstaaten. Von den zehn ersten stehen vier (Maler Kotla, Loharu, Dudschána und Pataudi) unter muhammedanischen, die übrigen sechs aber unter Seikh-Herrschern. An der Westhälfte der Südgrenze und vom britischen Territorium durch den Satledsch getrennt, liegt der muhammedanische Staat Bahawalpur, welcher das Thal des Satledsch und einen breiten Streifen der Radschputana-Wüste einschließt. Die Bergstaaten, deren Herrscher zu den ältesten Familien Indiens gehören, zerfallen wieder in zwei Gruppen, in die westlich vom Satledsch gelegenen Tschamba, Manda und Suket und die zwanzig auch als Simla-Hill-Staaten bekannten östlich vom Satledsch.

Die vier bedeutendsten Staaten Patiála, Bahawalpur, Dschind und Nabha stehen direkt unter dem Lieutenant-Governor der Provinz, während die übrigen dem Commissioner der Division zugeteilt sind, zu welcher sie geographisch gehören. So ist Tschamba der Division Amritsar zugewiesen; Maler Kotla, Kalsia und die 20 Simla-Hill-Staaten gehören zur Division Ambala, Kapurthala, Mandi und Suket zu Dschalandhar, Faridkot zu Lahore, Pataudi zu Delhi, Loharú und Dudschana zu Hissar.

Bodenbildung.

Die Oberfläche der Provinz, so wie sie gegenwärtig besteht, scheidet sich in vier physisch durchaus verschiedene Gebiete von sehr ungleichem Umfang: das System des Himalaya, die Region der Vorberge, die Ebenen und die Berge und Hochebenen des Nordostens. Der offizielle Verwaltungsbericht enthält darüber eine umfangreiche Tabelle, der ich die folgenden Daten entnehme.

	Areal qkm	Bevölkerung	Auf 1 qkm	Procentsatz des Gesamt- Areal	Procentsatz der Gesamt- bevölkerung
1. Die Himalaya-Region	51 000	1 539 000	29	14,0	6,8
2. Region der Vorberge	17 300	2 998 000	173	4,7	13,2
3. Die Ebenen:					
a) Östliche Ebenen	90 700	10 358 000	114	24,6	45,6
Nördliche Zone	22 300	4 035 000	181	6,1	17,8
Östl. (Dschamna)Zone	12 600	1 848 000	147	3,4	8,1
Der centrale Teil	25 800	2 810 000	128	7,0	12,4
Südl. (Bhattiána)Zone	30 000	1 665 000	55	8,1	7,3
b) Westliche Ebenen	158 000	4 885 000	31	42,0	21,5
4. Region der Salzkette	53 740	2 924 000	53	14,7	12,9
Bergland	16 810	715 000	43	4,6	3,2
Tafelland	36 930	2 209 000	60	10,1	9,7
Das Pandschab	370 740	22 704 000	61	100,0	100,0

Die Himalaya-Region besteht aus drei großen Bergketten, welche vom rechten Ufer des oberen Satledsch zum Indus streichen. Der West-Himalaya, auch Zanskár oder Bára Ladscha genannt, scheidet das seinen Nordabhang begleitende obere Industhal von den Quellen der fünf Pandschab-Ströme und zugleich die Arier Indiens von den Mongolen Tibets und die kalten, trockenen, baumlosen Steppen Centralasiens von den regenreichen und fruchtbaren Gefilden des Südens. Der mittlere Himalaya oder Pir Pandschal trennt die nördlichen Thäler von Spiti, Lahul und Kaschmir von den südlichen von Kúlu, Platsch und Tschamba und nimmt sein Ende am Indusufer in dem berühmten Pik von Mahában. Der äußere Himalaya zieht durch Suket und Mandi und zwischen Kangra und Tschamba bis zum Indus, wo der Pik von Gandgarh seinen Endpunkt bezeichnet. Ausgehend von dem großen Bogen des Bias bei Mandi und von Ravi, Tschenaab, Pandsch und Dschelam durchbrochen, wird die Kette in fünf wohl markierte Sektionen geschieden, in deren östlichster die Militärstationen von Dharmsala und Dalhousie liegen. Alle diese mächtigen Gebirgszüge, von denen nur der letzte keine dauernde Schneedecke trägt, werden durch mehrere große südwestwärts streichende Querriegel mit einander verbunden, durch zwei an dem westlichen Ende, einen am Ostende; in dem letzteren befindet sich die Gesundheitsstation von Simla, zugleich Sommerresidenz des Vicekönigs von Indien.

Die dürftige Bevölkerung dieses teilweise ganz menschenleeren Gebietes lebt zerstreut in kleinen Weilern, die an den Bergseiten sich anklammern oder in den engen Thälern sich verbergen, ein jeder umgeben von kleinen terrassenförmig angelegten Kulturflecken, welche die

überall herabrieselnden Bäche und reicher Regenfall im Überflus bewässern. Es sind zumeist Radschputen mit Thakar, Rathi und Rawat sowie auch Brahmanen, Kanet, Ghirat und tiefstehende Dagi. Sie unterscheiden sich alle von ihren Nachbarn in den Ebenen, sei es durch lange Abschließung von ihnen, sei es durch verschiedene Abstammung, sehr bedeutend. Meist Hindu, weichen sie doch von ihren Glaubensgenossen in den Nachbarlandschaften in der strengen Befolgung mancher religiösen Vorschriften, in der auffälligen Vernachlässigung anderer sehr bedeutend ab.

Die kleine Region der Vorberge, welche in einer Breite von 30 bis 50 km dem Himalaya vorgelagert ist, von welchem eine Reihe fruchtbarer Thäler, die Duns, sie trennen, und durch welche eine Kette niedriger Hügel vom Bias bis zur Dschamna sich hinzieht, ist einer der am dichtesten bevölkerten Teile des ganzen Pandschab. Die Berge selbst, welche zwei Drittel des Gesamtareals einnehmen, sind mit gutem Baumwuchs bedeckt, nur am Westende, wo die bisher vorwaltenden Schiefergesteine und Konglomerate losem Sande Platz machen, deckt Gestrüpp die niedrigen Hügel. Den Südfuß besäumt kein Teraï oder Bhawer, wie jenseits der Dschamna, vielmehr ein schmaler trockner und poröser Landstreifen, das Daman-i-koh, von unzähligen Betten kleiner Sturzbäche durchfurcht und ohne eine andre Vegetation als die von hohem hartem Gras. Die teils Ackerbau, teils Viehzucht treibende Bevölkerung hat nur ein einziges wichtigeres Bevölkerungszentrum, das 22 000 Einwohner zählende Sialkot; Gewerbe und Handel sind von keiner Bedeutung.

Durch das Salzgebirge und den Dschelam vom übrigen Pandschab getrennt und vom Himalaya, Safu Koh und dem Suleimangebirge gegen nichtindisches Territorium abgegrenzt, liegt im äußersten Nordwesten der Provinz ein Gebiet, welches in einem so auffallenden Kontrast zum Rest des Pandschab, zu Indien überhaupt steht, daß man dasselbe in keinem andern als im politischen Sinn als zu diesem gehörig ansehen kann. Diese Region der Salzkette schließt die Division Peschawar und die Distrikte von Rawalpindi, Dschelam und Bannu ein. Der Indus, welcher das Gebiet mitten durchfließt, scheidet es in zwei Teile. Auf dem linken Ufer liegen die Himalayathäler von Hazara, dann das mit Kies und Sand bedeckte und mit erratischen Blöcken übersäte Potwar-Plateau, auf dem linken breiten sich die Hochebenen von Peschawar und von Bannu und Rawal Pindi aus.

In Hazara mit seinen reichen Niederschlägen ebenso wie in dem weniger begünstigten Kohat haben die fast ganz unabhängigen Nawab von Tanawal und Teri, welche die Verwaltung ihres Landes fast unbeschränkt, die Rechtsprechung wenigstens zum größten Teil in Händen

haben, auch von der Regierung des Pandschab hinsichtlich der von ihnen getroffenen administrativen Mafsregeln nur wenig kontrolliert werden, sehr bedeutende Besitzungen, deren weitaus gröfserer Teil bisher von keinem Europäer gesehen worden ist.

Die Bevölkerung des Gebiets bekennt sich fast durchweg zum Islam, die Sprache ist Paschtu jenseits des Indus und Pandschabi diesseits des Flusses. Die Salzkette selber wird fast durchweg bewohnt von den Awan, einem Volksstamm, dessen Ursprung in Dunkel gehüllt ist. Die Stadt Peschawar beherbergt eine aufserordentlich gemischte Bevölkerung, welche Vertreter fast jedes muhammedanischen Landes östlich von Arabien in sich schließt. Neben Rawalpindi ist sie auch die einzige bedeutendere Stadt des Distrikts, welcher aber für den ganzen Verkehr mit Centralasien und Kabul die Durchgangsstraßen abgibt, während die Salzkette fast den ganzen Salzverbrauch des Pandschab deckt. Die einzigen Industrien von Belang sind die Seiden- und Baumwollweberei von Peschawar; die Masse der Bevölkerung treibt Ackerbau, in den bergigen Strichen Viehzucht.

Der ganze übrige und bei weitem größte Teil des Pandschab besteht aus weiten Ebenen, durchfurcht von den stets ihre tiefeingeschnittenen Betten wechselnden Flüssen, nur im Südosten bringen unbedeutende Ausläufer der Arawalliberge einige Abwechslung in die herrschende Einförmigkeit. Ein durch die Stadt Lahore gezogener Meridian scheidet das Gebiet in zwei in mehr als einer Beziehung einander sehr unähnliche Teile: die östlichen und die westlichen Ebenen.

Die östlichen Ebenen, deren Areal kaum ein Viertel des Gesamtareals der Provinz ausmacht, beherbergen dennoch nahezu die Hälfte der Bevölkerung des Pandschab; denn sie schließen fast alle ihre natürlich fruchtbaren Teile ein, sind aber gerade deswegen Hungersnöten ausgesetzt, da der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung das periodische Eintreten von Missernten zur Möglichkeit macht, während die dünnen westlichen Ebenen, ganz auf künstliche Bewässerung angewiesen, dort, wo dieselbe thunlich ist, sehr selten einmal aus Mangel an nötiger Feuchtigkeit unter einem gänzlichen Fehlschlag der Saaten zu leiden haben.

Der Boden besteht fast durchweg aus Mergel und seine Güte läßt sich nur bestimmen nach der gröfseren oder geringeren Menge von Sand, welche er enthält. In den lokalen Einsenkungen und an den Ufern der Wasserläufe festigt ihn eine fortdauernde Ablagerung von Thonteilchen und macht ihn zum Anbau von Reis geeignet, während man in den Betten der Flüsse selber und auf den vom Wind gefegten Anschwellungen des Bodens gemeinlich den reinen Sand vorfindet.

So besteht das grofse „Thal“, das Plateau, welches das Sind Sagar Doab in zwei Teile scheidet, aus einer Reihe von den Winden bewegter Dünen, zwischen welchen der ursprüngliche Boden hervortritt. Hier und dort, besonders wo lokale Verhältnisse das Niveau des unterirdischen Wassers hoben, sind die natürlichen Salze des Bodens durch eine fortwährende Verdunstung an der Oberfläche konzentriert worden und bedecken bisweilen auf mehrere Kilometer hin die Oberfläche mit einer weissen Salzschrift, dem jeder Vegetation feindlichen „Reh.“

Aber überall, wo Reh oder Sand fehlen, ist das Land fruchtbar, so lange es hinreichenden Regen oder künstliche Bewässerung empfängt; da aber diese Bedingungen im gröfsten Teil der westlichen Ebene sich nicht erfüllen, ist das Land eine weite Steppe, Bar genannt oder auch Rekh, wo es sich plateauartig erhebt, der Weidegrund für genügsame Kamele und Schafe.

Das Niveau des unterirdischen Wassers ist äufserst schwankend. Am Fufs der Hügel und an den Ufern der grofsen Flüsse findet man dasselbe in 3—9 m Tiefe, aber in demselben Verhältnis, als man sich von den Höhen und Flüssen entfernt, sinkt auch das Niveau, so dafs man häufig in 43, selbst in 60 m Tiefe erst Wasser erhält und dann oft nur ein Pflanzen wie Tieren schädliches Brackwasser.

Wie die oben aufgestellte Tabelle ergibt, scheiden sich die östlichen Ebenen in vier Distrikte von verschiedener Gröfse, aber noch mehr verschieden hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit und Bevölkerungsziffer. Während die von Rawi, Beas, Satledsch und den Kanälen des Bari Doab durchzogene nördliche Zone sowie die im Osten des Pandshab gelegene kleinere Dschamna-Zone, welche aufser mehreren Flüssen der West-Dschamna- und der Delhi-Agra-Kanal durchziehen, auf ihrem fruchtbaren, durch Regen, Flüsse, Kanäle und Brunnen wohlbewässerten Boden treffliche Ernten erzielen, leiden die beiden andern Teile der östlichen Ebenen, der centrale sowohl als der südliche Teil nicht selten an Hungersnot. Ein grofser Teil der südlichen Zone grenzt an die Radschputana-Wüste, der Regenfall ist stets gering und immer zweifelhaft und nur, wo der West-Dschamna-Kanal und der Satledsch die Provinz berühren, ist Bewässerung die Regel. Der centrale Teil aber steht etwa in der Mitte zwischen dem obengenannten Distrikt und den fruchtbareren Strichen des Nordens und Ostens. Umgeben von wohlbewässerten Landschaften liegen hier dürre Inseln, auf denen kaum irgend etwas gedeiht. Durch das grofse, 1882 eröffnete Netz der Sirhind-Kanäle ist ein grofser Teil des Gebiets der Seikh und der benachbarten Ebene von Radschputana vor den Heim-suchungen der Misernten gesichert worden.

Die Ebenen westlich vom Meridian von Lahore stehen, wie bemerkt, in scharfem Gegensatz zu denen des Ostens. Da die beiden indischen Monsune, welche hier ihre Endpunkte finden, sich aller ihrer Feuchtigkeit entladen haben, ehe sie das Pandschab erreichen, und der im Norden und Osten der Provinz ausgiebige Regen hier auf das geringste Maß herabsinkt, so ist Ackerbau ohne Bewässerung undenkbar. Allerdings leiden wiederum andre Gegenden nicht wenig durch periodische Überflutungen, wenn unter der Sommersonne der Winterschnee des Himalaya schmilzt. Die fünf großen Flüsse, welche das Gebiet in seiner ganzen Länge durchziehen, Satledsch, Rawi, Tschenab, Dschelam und Indus, haben durch die in neuerer Zeit wiederholt eintretende Änderung ihrer Flussbetten mehrere Kilometer breite Täler ausgegraben, welche zu beiden Seiten von Ufern eingefasst sind, deren Höhe mehr oder weniger bedeutend erscheint.

Das Gebiet umfaßt zwei Fünftel des Areals der ganzen Provinz; dennoch beträgt seine Einwohnerzahl wenig mehr als ein Fünftel der Bevölkerung des ganzen Pandschab und das kultivierte Land erreicht noch nicht ein Viertel des gesamten unter Kultur stehenden Areals. Dennoch erzeugt man auf den langen Depressionen der westlichen sandigen Wüste, dem „Thal“, durch Bewässerung aus Brunnen und den zahllosen aus den genannten Flüssen abgeleiteten Kanälen den besten Weizen der Welt. Allein der größte Teil dieses ausgedehnten Gebiets ist bedeckt mit niedrigem, verkümmerten Buschwerk, salzigen Pflanzen, in guten Jahren auch mit Gras. Große Herden von Kamelen gedeihen bei solcher dürftigen Nahrung, auch Rinder, Schafe und Ziegen werden in Menge gezüchtet von einer nomadischen Bevölkerung, welche, von den ackerbauenden Bewohnern der Fluszufer hierher zurückgetrieben, ihre Weideplätze je nach dem Stand des Wassers und der ärmlichen Pflanzenwelt ändert.

Die Bevölkerung der westlichen Ebenen ist der Religion nach zum allergrößten Teil muhammedanisch. Im westlichsten Teile zwischen dem Suleimangebirge und dem von Indus, Dschelam und Tschenab eingeschlossenen Sindh — Sagar Doab, wo Belutschen der herrschende Volksstamm sind, treten alle anderen Bekenntnisse gegen den Islam zurück. Im nördlichen Teil von Dehra Ismail gebührt den Pathan die erste Stelle. Diese beiden Völker sind in früherer Zeit von den Bergen herabgestiegen und haben eine Anzahl von Stämmen, welche sie vorfanden, sich unterworfen oder zurückgedrängt. Alle diese Stämme wurden von ihnen in halb verächtlicher Weise als Dschat bezeichnet.

Die Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, die Produkte des Ackerbaus treten gegen solche Artikel wie flüssige Butter, Wolle, Häute und Barilla weit zurück. Die Gewerbtätigkeit ist von wenig Belang, ebenso.

der Handel; der wichtige Powindah-Verkehr zwischen Britisch Indien und den im Westen gelegenen Ländern benutzt das Gebiet nur als Durchgangsstraße auf dem Wege zu den großen Handelscentren von Hindustan.

Klimatische Verhältnisse.

Infolge seiner geographischen Lage, seiner spärlichen Niederschläge und des wolkenlosen Himmels, vielleicht auch der ungemessenen Ausdehnung seiner unbebauten Ebenen, weist das Pandschab gröfsere Extreme von Hitze und Kälte auf als irgend ein anderer Teil Indiens. Die gewaltige Hitze der Sommermonate fängt an in der Mitte des September nachzulassen, und mit dem Beginn des Oktober sind die Nächte bereits ziemlich kühl, wengleich die Tage noch immer heifs bleiben. Von da ab fällt die Temperatur mehr und mehr, bis mit Eintritt der Winterregen Anfang Januar die niedrigste Stufe erreicht ist, so dafs flache Wasserbecken nachts sich mit einer dünnen Eisschicht überziehen. Bis Ende März steigt die Temperatur wieder langsam, aber beständig und mit dem Beginn des April bricht wiederum die heifse Jahreszeit herein.

Während der nächsten drei Monate spielt das Pandschab die Rolle des Recipienten der Luftpumpe und ruft damit den Monsun hervor, an dem es aber selber so wenig Teil nimmt. Die großen Ebenen werden während der langen Sommertage ausgedörrt, die erhitzte Luft steigt empor und zugleich der Barometer, der Wind stürzt herein von dem Gebiet des höchsten Druckes nach Westen und Südwesten, um den teilweisen Mangel zu ersetzen, und staubbeladene heifse Stürme fegen mit ungebrochener Heftigkeit über die offenen Ebenen, während die vibrierende Luft in dem blendenden Schimmer, den der glühende Boden zurückstrahlt, zu flammen scheint. Die Intensität dieser Gluthitze soll aber eine wohlthätige Wirkung insofern haben, als sie den Boden zersetzt und für den Ackerbau vorbereitet, gerade wie dies durch den Frost in Ländern mit kälterem Klima geschieht.

Gegen Ende Juni dreht sich der Wind im östlichen Teil der Provinz; der mit Wasserdampf beladene Monsun zieht das Gangesthal aufwärts bis zur Grenze des Pandschab, der Himmel bedeckt sich mit Wolken und die Hitze wird unerträglich drückend, bis der erste willkommene Regenschauer die Spannung löst und nun für die nächsten drei Monate die Regenzeit eintritt. Der Juli ist kaum weniger heifs als der Juni, aber die Luft ist feucht und von Mitte August beginnt die Temperatur wiederum zu sinken.

Im Gebirge sind die Jahreszeiten und ihr Wechsel ganz ähnlich, natürlich ist die Hitze eine weit geringere, die Kälte eine viel gröfsere.

Von Mitte December bis Mitte Januar treten heftige Schneestürme im ganzen eigentlichen Himalaya auf, während selbst in den Sommermonaten die Hitze selten über 30° C. im Schatten steigt.

Die nachstehenden Beobachtungen von Stationen im Osten, im Centrum und im Nordwesten der Panschab-Ebenen und von Simla in den Himalaya-Vorbergen mögen ein Bild der klimatischen Verhältnisse der Provinz geben.

Station		Maximum	Minimum	Mitteltemperatur
Delhi	Mai	47,0	20,1	34,1 C.
„	Juli	39,8	24,4	31,9 „
„	December	24,8	5,2	15,9 „
Lahore	Mai	44,7	18,1	29,7 „
„	Juli	45,8	24,4	33,5 „
„	December	23,2	2,2	13,3 „
Dehra Ismail Khan	Mai	45,5	18,2	31,2 „
„	Juli	43,6	21,5	33,5 „
„	December	24,8	1,1	13,3 „
Simla	Mai	30,8	7,0	20,2 „
„	Juli	24,7	14,4	19,4 „
„	December	16,6	-0,2	7,7 „

Das Pandschab hat zwei genau abgegrenzte Regenzeiten, die Zeit des Monsuns von Mitte Juni bis Ende September, während welcher bei weitem der größte Teil des Regens fällt, und von welcher das Gedeihen der Herbsternnten und der Frühjahrssaaten abhängt, und die Winterregen, welche Anfang Januar fallen und zwar unbedeutend hinsichtlich der Menge sind, aber doch das Gedeihen der Frühjahrsernte sehr wesentlich beeinflussen. Der Regenfall ist in den Himalayas stärker als in irgend einem anderen Teil der Provinz, indem die mit Wasserdämpfen beladenen vom Süden und Südosten kommenden Winde ihre Last auf die Abhänge ergießen, welche sich ihrem Zuge entgegenstellen. Den höchsten Jahresdurchschnitt hat Dharm-sala mit 126½ engl. Zoll. Die alpinen Gegenden ausgenommen ist der Regenfall am stärksten im östlichen Teil der Provinz. In den Ebenen nimmt derselbe schnell ab mit der Zunahme der Entfernung vom Gebirge und ebenso, obschon weniger schnell, von Osten nach Westen.

Die submontane Zone, welche den Fufs des Gebirges besäumt, hat einen jährlichen Regenfall von 30–40 Zoll, während in dem Landstreifen, der sich vom rechten Dschamnaufer hinzieht, der Jahresdurchschnitt zwischen 25 und 30 Zoll schwankt.

Diese Zahlen werden aber in keinem anderen Teil der Provinz, ausgenommen vielleicht den unmittelbar unter dem Gebirge liegenden

Teil der Salzkette, auch nur annähernd erreicht. In den östlichen Ebenen nimmt der Regenfall für je 10 engl. Meilen Entfernung vom Gebirge um 1 Zoll ab, von der Südgrenze desselben ab schwankt er zwischen 20 Zoll im Osten (bei Rohtak) und 15 Zoll im Westen (bei Sirsa).

Aber sobald der Meridian von Lahore gekreuzt wird und man in die großen Steppen der westlichen Ebenen eintritt, fallen die Zahlen auf 8 und 10 Zoll, ja in der Nachbarschaft von Multan im äußersten Südwesten der Provinz beträgt der Jahresdurchschnitt nur 5—6 Zoll. Die großen Flüsse haben einen zwar geringen, aber doch äußerst wohlthätigen Einfluß auf die Vermehrung der Niederschläge, indem in ihrer Nähe häufig Regenschauer niederfallen, welche die Saaten treiben und zu ihrem Gedeihen wirksam beitragen.

Dafs unter den herrschenden klimatischen Verhältnissen Fieberkrankheiten eine verhängnisvolle Rolle spielen, ist erklärlich. Die Todesfälle aus dieser Ursache allein betragen jährlich nicht weniger als 16,25 pro Tausend der Gesamtbevölkerung. Auch Pocken und Cholera in einer mehr oder weniger epidemischen Form treiben bald in dem einem, bald in dem anderen Teil der Provinz ihr verderbliches Wesen; ganz abwesend sind sie kaum jemals.

Die Flora und Fauna.

Abgesehen von den Vorbergen des Himalaya und den in die Provinz fallenden Teilen dieses Gebiets selber ist das Pandschab arm an Wald; in den Ebenen sind Bäume überhaupt eine Seltenheit. Doch hat die indische Regierung viel gethan, um den vorhandenen Waldbestand zu erhalten und ist unablässig besorgt gewesen, Anpflanzungen um die militärischen Stationen, die öffentlichen Gebäude und an den Wegen und Kanälen anzulegen. Das in neuerer Zeit errichtete Forstdepartement verwaltet in seinen 10 Sektionen 12 160 qkm Wald, wovon 3180 Reservationen und 805 Schutzwaldungen sind, während 3155 qkm nicht unter der Kontrolle der Regierung stehen. Diese Waldungen lassen sich nach den hauptsächlichsten Holzarten, welche sie enthalten, in fünf verschiedene Klassen teilen.

1. Waldungen von Deodar (*Cedrus deodara*, *Cupressus torulosa*, *Sethia Indica*, *Chickrassia tabularis*) in Bissahir oder Kunawar, Kulu, Tschamba und Hazara.

2. Waldungen von Tschil (*Pinus longifolia* und *Pinus excelsa*) in den Siwaliks, in Hoschiarpur, Gurdaspur, Rawal Pindi und Hazara.

3. Waldungen von Schischam in der Pflanzung von Tschanga Manga und in dem Thal des Indus oberhalb des höchsten Wasserstandes.

4. Der kleine Wald von Säl (*Shorea robusta*) bei Kalizar (4786 Hektar), am Abfall der Simalikberge von Nahan und am rechten Ufer der Dschamna in Ambala.

5. Gebüsche von Dschangel auf den Rekh oder Hochebenen, besonders im Bar, enthaltend Kikar oder Babul (*Acacia arabica*), Siris (*A. sirissa*), Phulahi (*A. modesta*), Dschand (*Prosopis spicigera*), ein nur zur Feuerung dienendes Holz, voll Astknoten, ferner Dschal (*Salvadora persica* und *S. oleoides*), Karil (*Capparis aphylla*), Ber oder Baér (*Zizyphus jujuba*), Dhāk (*Bhutea frondosa*), Farasch (*Famaris orientalis*) u. a.

Die Waldungen in den Tributärstaaten, hauptsächlich in Tschamba und Baschahr, welche die britische Regierung von den dortigen Fürsten gepachtet hat, werden den Vereinbarungen gemäß, die man mit jenen getroffen hat, verwaltet. Vergebens aber hat die britische Regierung es versucht, in den Simla-Berg-Staaten ein größeres Waldareal auch nur pachtweise zu erwerben.

Die höhern Lagen der großen Ebenen, die Rekh, sind bedeckt mit Kräutern, Strauchwerk und einem Dschangeldickicht niedriger Mimosen. Die Dörfer aber liegen meist inmitten von Pflanzungen von Palmen, Pipal (*Ficus religiosa*), Bargat (*Ficus indica*) und Maulbeerbäumen. Im Deradschat bedecken Dattelpalmen große Flächen, im Multan und im Südosten herrscht der Mangelbaum vor. Die Obstgärten liefern Bananen, Granatäpfel, Äpfel, Pfirsiche, Ananas, Citronen, Orangen u. a. Die Orangen von Peschawar genießsen eines weitverbreiteten Rufs.

Die einheimische Tierwelt begreift Tiger, Leoparden, Hyänen, Luchse, Bären, Wölfe, Schakale und Füchse; Nilgais, Antilopen und Hirsche, Wildschweine, Stachelschweine, Affen und Fledermäuse, Papageien, Dschangelhühner, Fasanen, Rebhühner, Pelikane, Adler, Geier und viele andere Vogelarten; Krokodile, Kobras und viele Giftschlangen. Wilde Büffel schweifen über die Prärien an den Fluszufern und sammeln sich an dem trüben Wasser der Teiche. Das Kamel gedeiht auf den heißen südwestlichen Ebenen und ist das einzige Tier, welches der Landmann zum Dienst heranzieht. Auf den trefflichen Weidegründen des Nordwestens züchtet man vorzügliche Pferde für die Dienste der einheimischen Fürsten und Herren, welche gern ihre Geschicklichkeit als Reiter zeigen. Die Rinder von Hissar erfreuen sich eines ebenso guten Rufs wie die Schafe des Salzgebirges.

Unter der Fürsorge der Regierung, wie durch die Thätigkeit der Fürsten und reicher Privatleute hat die Pferdezucht im Pandschab in neuester Zeit einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen. Früher hatte das Land eine außerordentlich starke Reiterei aufzuweisen, während dieselbe unter britischer Herrschaft sehr bedeutend zurück-

gegangen ist. Die Pferdezucht hat damit im gleichen Maße abgenommen, auch der Verkauf der besten Zuchtstuten in andere Provinzen hat dem Pferdebestand sehr geschadet, sodass einige früher hoch berühmte Rassen fast ganz aus der Provinz verschwunden sind. Indessen ist das Pferdmaterial in den Distrikten Rawal Pindi, Dschelam, Gudscherat, Gugära und Lahore noch immer vortrefflich. Auch in den Grenzbezirken, solchen wie Bannu, Kohat, Dehra Ismail Khan und Dehra Ghazi Khan zieht man gute Pferde. In neuester Zeit hat man arabische und englische Hengste eingeführt sowohl für die Gestüte der Regierung als für die von Privatpersonen. Ebenso sind Eselhengste aus Europa und Asien zur Maultierzucht importiert worden.

Am 1. April 1889 verfügte die Regierung über 156 Pferdehengste (111 englische, 58 arabische, 3 australische u. a.) und über 205 Eselhengste (89 italienische, 44 arabische, 19 aus Cyprus, 16 persische, 8 französische, 6 spanische u. a.).

Nach der letzten Viehzählung von 1889 gab es in der Provinz 229 943 Pferde, 485 205 Esel und Maulesel, 9 289 765 Rinder, 2 568 726 Büffel, 6 399 589 Schafe und Ziegen, 65 955 Schweine und 174 753 Kamele. Somit sind die Zahlen auf ihren vor 1868 erreichten Stand zurückgekommen, die drei Jahre vor 1881 mit ihrer Dürre und dem afghanischen Krieg hatten nicht verfehlt, auch hier ihren lähmenden Einfluss auszuüben.

In Lahore hat die Regierung eine Tierarzneischule eröffnet, welche sich eines wachsenden Rufes erfreut und bereits aus den Nachbarprovinzen: Nordwestprovinzen, Centralprovinzen, den Tributärstaaten Schüler empfängt. Der Zuschuss der Regierung zu den laufenden Ausgaben betrug 1888—89: 32 472 Rupien.

Die Religionen des Pandschab.

Nach dem Census von 1881 teilte sich die Bevölkerung der Provinz mit Einschluss der Tributärstaaten nach den Religionsbekenntnissen in die folgenden größeren Gruppen:

Religionen	Männlich	Weiblich	Insgesamt	Procentsatz der Gesamtbevölkerung
Muhammedaner	6 255 117	5 407 317	11 662 434	51,35
Hindu	5 044 040	4 208 255	9 252 295	40,74
Seikh	972 345	743 769	1 716 114	7,56
Dschaina	32 722	19 956	42 678	0,19
Christen	25 199	8 500	33 699	0,15

Daran schlossen sich 3251 Buddhisten, 465 Parsi, 31 Juden und eine Reihe anderer, meist nur durch wenige Individuen vertretene Bekenntnisse.

Diese Klassifikation darf aber, wie der Censusbericht in einer sehr eingehenden Besprechung der religiösen Verhältnisse der Provinz hervorhebt, nicht so aufgefaßt werden, als ob die Bekenner der verschiedenen hier aufgeführten Religionen diesen wirklich in demselben vollen und strengen Sinne angehörten, wie derselbe sich in anderen Teilen Indiens resp. Asiens ausgesprochen findet. Zwar darf kein Zweifel darüber bestehen, daß der Brahmane von Thanesar ein Hindu, der Oswal von Delhi ein Dschaina, der Dschat von Amritsar ein Seikh, der Pathan von Peschawar ein Muhammedaner und der Dorfbewohner von Spiti ein Buddhist ist; allein in den Grenzlanden, wo sich diese Konfessionen begegnen, insonderheit unter der ländlichen Bevölkerung sind die verschiedenen Glaubensbekenntnisse, selbst das Ritual, wechselseitig so stark beeinflusst worden, daß die Censusbeamten die größten Schwierigkeiten fanden bei der Entscheidung, welcher Kategorie der eine oder der andere Stamm, das eine oder das andere Dorf zuzuzählen sei. Auch macht sich das Kastenwesen, gestützt auf ceremonielle Reinheit, bei allen Religionsbekenntnissen ohne Unterschied in so starker Weise geltend, daß große Mengen von ihren Glaubensgenossen nicht als solche anerkannt werden, weil sie Beschäftigungen folgen, welche jenen als zu unrein für ihren Glauben gelten. Noch heut sind die muhammedanischen Bewohner des Distrikts Delhi in vielen Beziehungen fast ebenso gute Hindu als ihre unbekehrten Stammesgenossen, die Seikh von Sirsa sind Seikh nur nach Sprache und Sitte, die Hindu von Lahul mehr Buddhisten als Hindu.

Aber trotz alledem lassen sich doch gewisse allgemeine Züge feststellen, welche zwar nicht ohne gelegentlich auftretende Ausnahmen dastehen, aber doch in so überwiegendem Maße zum Ausdruck kommen, daß sie als geltende Regeln wohl bezeichnet werden können. Viele rein äußerliche und dem Fernstehenden als unbedeutend erscheinende Observanzen werden von den Bekennern der betreffenden Religionen in einer Achtung gehalten, die für ein Nichteingeweihten schwer verständlich ist.

Die Hindu, Dschaina und Buddhisten glauben an die Lehren ihrer Dschastra, welche bei den Hindu in Sanskrit, bei den Dschaina in Sauraseni Prakrit, bei den Buddhisten in Magadhi Prakrit oder Pali abgefaßt sind, die Seikh haben ihren Granth in der alten Form des Pandschabi, das dem westlichen Hindi nahe verwandt ist, die Muhammedaner ihren in arabischer Sprache geschriebenen Koran. Hindu, Dschaina und Seikh wenden sich beim Gebet in der Regel nach Osten, niemals nach Süden, während der Muhammedaner hier, wie überall sonst, sein Gesicht Mekka zuwendet. Die ersten drei verrichten ihren Gottesdienst in Tempeln, die letzten in Moscheen. Die Hindu, Seikh

und Dschaina verehren die levitische Kaste der Brahmanen, die Buddhisten haben einen volkstümlichen Orden eheloser Mönche, während die muhammedanischen Geistlichen aus der Gemeinde gewählt werden. Der Hindu verehrt die Kuh, tötet kein Tier und enthält sich häufig jeder Fleischnahrung, der Seikh hat hinsichtlich der Kuh noch weit fanatischere Ansichten, tötet aber und verzehrt eine Menge anderer Tiere, der Muhammedaner verabscheut Schweine und Hunde, hat aber nichts gegen den Genuß des Fleisches anderer Tiere, wogegen die Buddhisten und Dschaina wieder das Leben aller Tiere auf das Peinlichste achten. Alle aber stimmen überein in ihrer Verabscheuung der gänzlich unreinen Schakale und Füchse, der Eidechsen, Schildkröten und Krokodile, die nur von den umherschweifenden und kastenlosen Stämmen genossen werden. Die Seikh enthalten sich des Rauchens, haben aber nichts gegen andere narkotische Mittel oder Spirituosen; dem Hindu steht der Gebrauch aller dieser frei, dem Muhammedaner sind nur Spirituosen verboten. Hindu und Dschaina rasieren ihren Kopf und lassen nur einen kleinen Haarbüschel stehen, die Seikh dagegen lassen das Haar auf Kopf und Gesicht unbeschränkt wachsen, der Muhammedaner rasiert den Bart niemals, nur die untere Seite des Schnurrbarts wird beschnitten; dagegen rasiert er oft den Kopf, läßt dann aber keinen Haarbüschel stehen.

Hindu, Seikh und Dschaina knöpfen ihre Röcke nach rechts, Muhammedaner nach links, die männlichen Hindu und Dschaina tragen Lendentücher, welche zwischen den Beinen hindurchgezogen werden, die Seikh Kniehosen, die Muhammedaner dagegen lange Hosen oder Tücher nach Art von Unterröcken. Die Frauen der Hindu, Dschaina und Seikh bekleiden sich mit Unterröcken, die der Muhammedaner mit weiten Hosen.

Die besonderen Farben der Hindu und Buddhisten sind rot und gelb, die ersteren verabscheuen die indigoblaue Farbe; die Seikh kleiden sich in blau und weiß, verabscheuen dagegen gelb; die Farben des Muhammedaners sind indigoblau und grün, dagegen will er rot nicht tragen. In den von Hindu bewohnten Teilen der Provinz findet man allein bei Muhammedanern und Buddhisten Mützen als Kopfbedeckung, während im Grenzgebiet eine dicht anliegende Kappe immer noch bezeichnend für einen Hindu ist, dessen allein erlaubte Kopfbedeckung sie bis vor kurzem war.

Ein Hindu oder Dschaina mag in einem schon früher benutzten Gefäß kochen, darf aus einem solchen aber nicht essen, so daß man bei verlassenen Wohnstätten leicht erkennen kann, ob dieselben von Hindu oder Muhammedanern bewohnt wurden. Im ersteren Falle findet man den Boden mit irdenen Tellerchen, den Rikabis, bestreut, die ein-

mal benutzt und dann weggeworfen werden. Dagegen mag ein Muhammedaner seine irdenen Gefäße so oft gebrauchen, als er nur immer will; aber während diese Gefäße bei den Hindu mit Streifen verziert sind, darf dies bei den Muhammedanern nicht sein. Auch benutzen die letzteren von metallenen Gefäßen nur solche aus Kupfer, während die der Hindu aus Messing oder Glockenmetall bestehen. Die Dschaina schliesen sich in diesen Beziehungen zumeist den Hindu an, sind aber weniger eigen als sie.

Während ein Muhammedaner ohne Bedenken die ihm von einem Hindu gereichten Speisen genießt, wird ein Hindu weder Nahrung noch Wasser aus den Händen eines Muhammedaners annehmen, was sich zum Teil aus den oben gemachten Bemerkungen über den Gebrauch irdener Gefäße erklärt. Der Hindu des eigentlichen Pandschab weigert sich nicht selten, Speise zu sich zu nehmen, wenn er mit einem Muhammedaner auf demselben Teppich steht, während man in dem östlichen Teil der Provinz in dieser Beziehung nicht so skrupulös ist. Keiner aber wird des andern Tabakspfeife benutzen, daher sind die Pfeifen der Bewohner eines Dorfes, durch irgend ein um sie gewundenes Zeichen kenntlich gemacht, einen blauen Fetzen bei den Muhammedanern, einen roten bei den Hindu, ein Stück Leder bei den Lederarbeitern, ein Stück Bindfaden bei den Gassenkehrern u. s. w.

In Bezug auf körperliche Reinlichkeit ist der Unterschied zwischen den Bekennern der einzelnen Religionen noch auffallender. Während Hindu und Seikh tägliche Waschungen vornehmen, ist dies Muhammedanern und Buddhisten nicht geboten, so dafs die letzteren sehr oft durch grofse Unsauberkeit sofort sich kenntlich machen. Ehen werden bei den Hindu, Dschaina und Seikh durch einen Umzug um das heilige Feuer (Phera) geschlossen, bei den Muhammedanern durch eine vor Zeugen gegebene Erklärung (Nikah). Beschneidung findet bei den Muhammedanern statt, während die Seikh eine Art Taufe und eine an unser Abendmahl erinnernde Ceremonie haben. Endlich verbrennen Hindu, Dschaina und Seikh ihre Toten, während die Muhammedaner dieselben begraben, die Buddhisten aber die Leichen entweder verbrennen, begraben oder aussetzen.

Die Muhammedaner sind am zahlreichsten in der Division Peschawar, wo sie 92,2 Procent der Gesamtbevölkerung ausmachen. Auch in den Divisionen Deradschat, Rawal Pindi und Multan, welche stark von Leuten afghanischer oder beludschischer Abstammung bevölkert sind, finden wir einen sehr starken Procentsatz von Muhammedanern. Im östlichen Pandschab sind sie wenig zahlreich und in dem Strich zwischen Satledsch und Dschamna machen sie nur zwischen 23 Procent

(Distrikt Delhi) und 14 Procent (Rohtak) aus, in den abgelegenen Kangra-Thälern sogar nur 5 Procent.

Die Muhammedaner des Pandschab sind zu 98,16 Procent Sunniten; diese zählen 11 306 855 Seelen, die Schiiten dagegen nur 102 256, die Wahabiten, Farazis u. a. sind noch schwächer an Zahl. Dabei ist indes zu bemerken, dafs in dem Tributärstaat Kapurthala bei den 142 974 gezählten Muhammedanern die Sekten nicht unterschieden wurden.

Nahezu jede im Pandschab vorhandene Hindukaste schliesst eine gröfsere oder kleinere Zahl von Muhammedanern ein, eine Folge der gewaltsamen Bekehrungen in den frühen Zeiten der islamitischen Invasion. Selbst unter den Brahmanen wurden 3236 Muhammedaner gezählt. Aber diese Bekehrten, die Hindu, haben die alten Namen gerade so beibehalten wie die dem alten Glauben Treugebliebenen. Der gröfste Teil der muhammedanischen Hindki gehört indessen zu den Stämmen der Radschputen und Dschat; die muhammedanischen Dschat der Provinz zählen 1 656 673, die muhammedanischen Radschputen 1 116 591. Von den übrigen muhammedanischen Stämmen sind mehrere, dem Pandschab eigentümliche, ganz zum Islam übergetreten, wie die Arain, Gärtner, die Dschuláha, Weber, die Awán, Ackerbauer, die Mirassi, Schreiber im Rang der Waisyas, andere sind zwar in der Provinz gleichfalls ausschliesslich muhammedanisch, anderswo aber Hindu, wie die Teli, Ölpresser, die Matschi, Fischer und Bootführer.

Als weitere im Pandschab zum Islam sich bekennende Kasten sind anzuführen die Gudschar, zur Hälfte Muhammedaner, zur Hälfte Hindu, welche nach ihrer eigenen Angabe aus einer Mischung von Aboriginern mit Radschputen hervorgegangen sind. Wahrscheinlich sind sie die Jütschi von skythischem Stamm, welche ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach Indien kamen und aus deren Vermischung mit den Dschat grossteils die Seikh hervorgingen.

Es ist auch die Ansicht aufgeworfen worden, dafs die schon genannten Awan sowie der kleine, nur 25 800 Köpfe starke Stamm der Ghakkar, letztere in Rawal Pindi der Adel der Bergbevölkerung, von den Griechen abstammen. Dagegen spricht indessen, wie Eustace J. Kitts in seiner Schrift über die Kasten und Stämme Indiens ausführt, der Umstand, dafs zur Zeit der muhammedanischen Invasion nach Ferischta diese beiden Stämme bereits seit alten Zeiten polyandrisch lebten und Kindermord übten. Wie die zu drei Vierteln muhammedanischen Takka kamen sie wahrscheinlicher durch skythische Eroberungszüge, denen nach Cunnigham auch die Kathi und Bala angehörten, nach Indien. Übrigens führen die Awan, welche Cunnigham als wahrscheinlich zu den Ariern gehörig bezeichnet, ihren Stammbaum auf den Propheten selber zurück.

Alle drei, Gudschar, Ghakkar und Takka, haben ihre besondere Geschichte. Die Gudschar, welche zuerst 105 v. Chr. als skythische Jutschi oder Totschari unter ihrem König Kudschula oder Kadphises erobernd in Indien auftraten, gelangten zu größter Macht unter dessen Enkel Kanischka, welcher das nach dem Sturz des von Diodotos und Euthydemos gegründeten indo-baktrischen Reiches errichtete buddhistische Reich zu größter Blüte brachte. Dasselbe dauerte bis ins 5. oder 6. Jahrhundert.

Aber schon vor den Gudschar waren die Takka oder Takschaka in Indien erschienen. Bereits im 4. Jahrhundert breiteten sie sich vom Paropamisus bis weit in das nördliche Indien hinein aus. Takschakila, die Residenz des Königs Taxiles, war die größte Stadt, welche Alexander der Große in Indien sah. Gegenwärtig aber wohnen die Takka weit von ihren alten Sitzen im Nordosten in den Distrikten Karnal und Delhi, und nicht ohne Grund ist die Vermutung aufgestellt worden, daß sie identisch sind mit den Naga — beide Worte bedeuten „Schlange“ — wie denn in der Mahabharata die fünf Pandawa den König der Schlangen, Tschaka, aus dem jungfräulichen Wald von Khandawa verjagen. Dann würden die Takka unter die präarischen Turanier, wenn nicht unter die Autochthonen, zu rechnen sein.

Die Ghakkar, heut ein so kleiner Volksstamm, wußten den muhamedanischen Ghasnaviden gegenüber ihre Unabhängigkeit tapfer zu verteidigen. Im Jahre 1205 stiegen sie sogar von ihren Bergen herab und drangen, alles verwüstend, bis unter die Mauern von Lahore. Im nächsten Jahre wurden sie nach einer blutigen Niederlage gezwungen, den Islam anzunehmen, aber erst 1525 unterwarfen sie sich völlig dem Sultan Baber, wurden fortan treue Anhänger der mongolischen Herrscher und von größter politischer Bedeutung im Pandschab. Nach dem Fall des Reiches entbrannte zwischen ihnen und den Seikh ein Jahrhunderte währender erbitterter Kampf, der erst 1830 mit ihrer völligen Unterwerfung endete. Auch den Briten gegenüber zeigten sie sich als ebenbürtige Gegner, und ihre leichte Reiterei bildet heut ein sehr hoch geschätztes Corps der anglo-indischen Armee.

Alle diese Bevölkerungsbestandteile sind aber erst durch die als Eroberer von Westen hereindringenden Völker zum Islam bekehrt worden, sie waren ursprünglich Hindu. Unter den anfangs muhamedanischen Völkerschaften, welche meist der eranischen Familie angehören, sind am bedeutendsten die zu den Afghanen zählenden Pathan, deren Zahl 1881 auf 838 233 ermittelt wurde, welche von Fr. Müller als Berdurani bezeichnet werden und nach ihm in eine Menge verschiedener Stämme zerfallen. Ihre Sprache ist ein Abkömmling der dem Osten Erans angehörigen alt-baktrischen Sprache, die aber von

indischen und neupersisch-arabischen Elementen derart überwuchert ist, daß man sie gegenwärtig nur mit der größten Aufmerksamkeit zu erkennen vermag.

Die Belutschen führen in der Zahl von 299 962 in ihren Unterabteilungen, den Rind und Maghzi, ein nomadisches Leben in Indien, wohin sie Ende des vorigen Jahrhunderts kamen. Sie verbreiteten sich bis an den Indus und nach Sindh hinein, haben sich zum großen Teil mit den Dschat vermischt und sind Muhammedaner gegenwärtig nur dem Namen nach.

Eine noch zahlreichere Abteilung (327 928) bilden die Schekh, welche arabischen Ursprungs sind, indes jetzt eine starke Beimischung indischen Blutes enthalten. Mit den Mughal oder Mongolen (95 361) teilen sie einen übertriebenen Stolz auf ihre Abstammung, ihre Charaktereigenschaften sind aber solche, daß sie von ihren Nachbarn teils verachtet, teils gefürchtet werden. Mit den Mughal werden häufig die Türken (3535) verwechselt, welche 1399 v. Chr. mit Tamerlan nach Indien kamen, wo sie sich in Hazára festsetzten.

Die Mughal zählen unter ihren Vorfahren die Gefährten der Timuriden, halten sich streng abschließend gegenüber den sie umgebenden Völkerschaften, und noch lassen sich bei vielen von ihnen die breiten und flachen Gesichter der jetzigen Bewohner von Gobi erkennen. Gewöhnlich tituliert man sie Beg oder Mirza.

Muhammedaner sind auch die 178 124 Kaschmiri, von denen 35 000 als Shawlweber nach Ludhiana und Amritsar einwanderten, während die übrigen, eigentlich meist Ghibhali, zum großen Teil durch wiederholt in ihrer Heimat auftretende Hungersnot oder durch die in den Werken der Salzkette entstandene Nachfrage nach Arbeitern in das Pandschab gezogen wurden. An diese halbarischen Stämme schloßen sich die halbsemitischen Sayid, welche sich Nachkommen des Propheten nennen und sich auch Schah, so viel wie Radschah, titulieren. Einer ihrer Stämme, die Daudputra oder Söhne Davids, eine 18 160 Köpfe starke Weberkaste, hat dem Staat Bahawalpur seinen Fürsten gegeben.

Alle Muhammedaner aber, welche nicht von Hindu stammen, seien sie persischer, türkischer oder beludschischer Rasse, nennen sich Scheich, und dieser Titel ist heut so gewöhnlich geworden, daß man ihn kaum noch als solchen ansieht. Alle Wohlhabenden wechseln ihn gegen eine andere höhere Bezeichnung. Daher sagt ironisch ein Sprichwort des Landes: „Heut Scheich, gestern Bettler, morgen Said, wenn das Getreide teuer ist“.

Die Hindu sind am stärksten vertreten in den Cis-Satledsch-Divisionen von Delhi und Hissar und unter den einfachen Bergbewohnern von Kangra. In den Distrikten Rohtak und Delhi beträgt ihre Zahl

84 resp. 75 Procent, sinkt von da ab aber auf 43 in Dschalandhar, 29 in Amritsar und 21 Procent in Lahore. Im äußersten Nordwesten endlich weichen die Hindu fast ganz dem muhammedanischen Element und fallen in Rawal Pindi auf 10, in Peschawar auf 7, endlich in Kohat auf 5 Procent. Nirgends in ganz Indien erscheinen die Hindu so gleichgültig gegen die Vorschriften ihres Glaubens als in diesen westlichen Distrikten. Sie trinken Wasser aus Schläuchen, die aus Fellen gemacht sind, nehmen dasselbe auch aus den Händen eines Muhammedaners an, essen Speisen, die in einem öffentlichen Kochofen bereitet wurden, und Fleisch in Gesellschaft von Muhammedanern, beladen Esel und reiten auf denselben und thun eine Menge anderer Dinge, vor welchen ein orthodoxer Hindu zurückschrecken würde. Von ihrem Gottesdienst, sagt ein offizieller Bericht, sieht man gar nichts; während in dem Gebiet östlich vom Indus es sehr viele Hindutempel giebt, sieht man auf der Westseite sehr wenige. Ihre Toten verbrennen sie und werfen die Asche in den Indus, nur ein paar Knochen werden aufbewahrt, um dieselben gelegentlich zum Ganges zu schicken. Ohne Zweifel hat der Druck, welchen die lange muhammedanische Herrschaft auf die Hindu des Pandschab ausübte, viel dazu beigetragen, die strenge Beobachtung des Ceremoniells ihres Glaubens zu untergraben. Eingeschlossen von Muhammedanern und Seikh und den Mittelpunkten des brahmanischen Glaubens um so weiter entrückt, als man die Saraswati mehr und mehr ostwärts läßt, kümmern sich die Hindu des Pandschab immer weniger um die Vorschriften ihrer Religion und geben so den Sipoys, welche, aus ihrem Heimatsland im östlichen Indien stammend, in den Garnisonen der Provinz dienen, vielfachen Anstoß durch ihre Nichtachtung des vorgeschriebenen Ritus und den Gebrauch geistiger Getränke. Auch der Genuß des aus Hanf bereiteten Bhang, mehr berauschend als Opium, ist allgemein, und so stark ist der Verbrauch, daß man denselben aus den benachbarten Ländern, dort Tscharas genannt, einführen muß.

Durch die Macht der muhammedanischen Waffen besiegt, haben die schmiegsamen Hindu es verstanden, im Lauf der Zeit einen nicht unbeträchtlichen Teil des verlorenen Terrains wiederzugewinnen. Hindu sind es, welche in den Städten die am besten bezahlten Posten bekleiden; die Banjanen, bekannt in ganz Südasien wie in Ostafrika, haben den Geldverkehr an sich gezogen, sie sind es, die Mahadschan oder großen Bürger, welche durch ihre Darlehen die muhammedanischen Ackerbauer unterstützen, aber auch unterjochen. In allen Städten Centralasiens kennt man die Marwari von Radschputana unter dem Namen Multani, Bewohner von Multan, ihrem vornehmsten Sitz.

Von den übrigen Hindukasten, welche durch die muhammedanische

Invasion nicht zerbröckelt wurden, ist ohne Zweifel die bedeutendste die der Chamar, welche nahe an 1 1/2 Millionen Köpfe stark mit den Kori (10 740) in den Dörfern einige Gewerbe betreiben dürfen, wie Weberei und Gerberei, die aber als Landarbeiter eine sklavenähnliche Stellung einnehmen, ferner die Arora, kleine Kaufleute und Geldwechsler, die Hirtenkaste Dschaduban (274 00), welche sonst Ahir heißen, die 240 000 Köpfe starken Khatri, nach Cunningham sehr reine Arier, hier große Getreidehändler, und die Thakur (32 800), unterrichtet wie die muhammedanischen Mirassi, deren Titel „Herr“ sie bereits nahe zum Rang der Radschputen erhebt.

Daran schlossen sich die über eine Million zählenden Chhura, die Nachtwächter, welche in den Dörfern besondere Viertel bewohnen und sowohl den Hindu als den Muhammedanern für unrein gelten, die Tarkhan, Zimmerleute, sonst Barhai genannt, die Dschinwar, Fischer und Bootleute, die Kumbhar, Töpfer, die Nai, Barbieri, in anderen Teilen Indiens Nahoi genannt, und die Lohâr, Schmiede. Außerdem giebt es noch eine Reihe anderer, weniger bedeutender Kasten, welche wie auch die oben genannten, teilweise mit Dschatelementen durchsetzt sind.

Die Seikh, welche im centralen und östlichen Teil der Provinz den religiösen Verhältnissen ein besonders Gepräge geben, sind zwar numerisch schwach, in sozialer und politischer Beziehung aber von hervorragender Bedeutung, da sie zur Zeit der Annektion des Pandschab durch die britische Regierung die Hauptmasse des Adels in dem Fünfstromlande bildeten, was sie auch noch heute thun. In größter Stärke sind sie anzutreffen in der heiligen Stadt Amritsar und in deren Umgebung, von der Bevölkerung des Distrikts bilden sie 24 Procent. In Dschalandhar, Lahore, Ludhiana und Firozpur steht der Procentsatz zwischen 11 und 26. In den bergigen Distrikten des Nordwestens und in den Cis-Satledsch-Gebieten ist ihre Zahl dagegen sehr viel geringer und jenseits des Indus in den Divisionen Deradschat und Peschawar ebenso wie im Thal der Dschamna verschwinden sie fast gänzlich. Selbst in dem südlichen Winkel des eigentlichen Pandschab, um Multan und Muzaffargarh, erhebt sich das Seikh-Element nicht über einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung.

Die Zahl der Seikh wird im Censusbericht als 1 121 004 d. i. 5,9 Procent der Gesamtbevölkerung angegeben. Indessen ist diese Berechnung nicht ganz der Wahrheit entsprechend, da nach der Aussage der Beamten die Seikh ihre ganze Familie mit Einschluß der kleinsten Kinder als zu dieser Sekte gehörend angegeben haben. Eigentlich ist dies aber unzulässig, denn das Kind eines Seikh ist nicht sofort auch ein Seikh, es bedarf vielmehr eines ceremoniellen Aktes zur Aufnahme

in die Gemeinde, der nicht vor dem erlangten siebenten Jahre vorgenommen werden kann, oft aber erst nach dem Eintritt in das Mannesalter stattfindet. Bei dieser Aufnahme müssen fünf bereits Eingeweihte zugegen sein, einer von ihnen bewandert in den Glaubenssätzen. Dieser rührt mit einem zweischneidigen Dolch Zucker und Wasser in einem Gefäfs um, bespritzt fünf mal den Neophyten, der ebenso oft von dem Wasser aus seiner Handfläche trinkt und dann das Versprechen ablegt, der neuen Religion treu anzuhängen, indem er zugleich die Losung der Seikh „Heil Guru!“ ausspricht. Von nun an hängt er seinem Namen das Wort Singh an und trägt die fünf K's, nämlich das Kes d. i. das unbeschnittene Haupt- und Barthaar, die Katsch oder kurzen Kniehosen, den Kara oder eisernen Armring, das Khanda oder Stahlmesser und den Kanga oder Kamm. Frauen werden selten so aufgenommen, geschieht es, so wird ein einschneidiger Dolch gebraucht. Auch finden sich in derselben Familie Hindu neben Seikh, Heiraten zwischen beiden sind häufig genug, und alles, was die Braut bei dem Übertritt aus der einen Religionsform in die andere zu thun hat, ist eine Änderung ihrer Haartracht.

Die Buddhisten sind fast sämtlich in Spiti und zwar im Distrikt Kangra anzutreffen, wo sie 2860 Seelen von 2864 zählen, welche der Census als überhaupt im Pandschab lebend angab. Aber diese Buddhisten sind bereits seit vielen Jahren so von den Hindu, mit welchen sie in stetem Verkehr stehen, beeinflusst worden, dafs, wie ein offizieller Bericht sagt, vom Buddhismus wenig mehr als der Name vorhanden ist.

Von den 33 699 gezählten Christen waren 18 688 geborene britische Unterthanen, 9173 sonstige englisch sprechende Europäer, Amerikaner, Australier, Afrikaner, 1821 Eurasier und 3912 eingeborene Christen. Davon gehörten zur anglikanischen Kirche 18 911 Personen, zur römisch katholischen 8021, zur schottischen presbyterianischen 1619, ausserdem gab es Baptisten, Wesleyaner, Armenier u. a.

Natürlich ist die anglikanische Kirche die herrschende, vom Staat bevorzugte. Ursprünglich gehörte das Pandschab zum Sprengel des Bischofs von Kalkutta, im December 1877 wurde aber die Provinz als ein besonderes Bistum Lahore konstituiert, dem auch die bis dahin zur Diöcese von Bombay gehörige Provinz Sind zugeteilt wurde. Der Bischof von Lahore steht, wie alle anderen indischen Bischöfe, unter dem Metropolitan von Indien, dem Bischof von Kalkutta. Geistliche der anglikanischen Kirche sind an 17 verschiedenen Orten stationiert, auch werden solche periodisch auf kürzere oder längere Zeit nach entfernten Distrikten, wie z. B. nach Kaschmir, entsandt. Die schottische Kirche hat Geistliche an fünf Orten. Die römisch-katholische Kirche aber hat seit 1880 den nördlichen Teil des Pandschab von dem Bis-

tum von Hindustan abgelöst und einen Bischof für das Pandschab ernannt, welchem Priester an 13 verschiedenen Plätzen unterstellt sind, während der Bischof von Hindustan, dessen Sitz in Agra ist, 6 Plätze südlich vom Satledsch besetzt.

Missionsstationen haben im Pandschab errichtet die Church Mission-Society, die Central Mission, die Society for the Propagation of the Gospel, die Cambridge Mission, welche auch ein College in Delhi gegründet hat, ferner die American Presbyterian Mission und die Methodist Episcopal Church Mission.

Schulen haben errichtet die anglikanische und die römisch-katholische Kirche. Die erste hat solche in Lahore und zwar das Lahore Divinity College und St. James' Orphanage mit Schulen, dann in Sana was das Lawrence Asylum, in Murree das Lawrence Asylum für Knaben und St. Deny's School für Mädchen, in Simla Bishop Cotton's School für Knaben, Auckland House School und May's Orphanage und Schule, beide für Mädchen, und Christ Church Schools für Knaben und Mädchen.

Die römisch-katholische Kirche hat drei Nonnenklöster zu Sialkot, Lahore und Murree, zwei Waisenhäuser zu Simla und Murree, und das St. Thomas College zu Murree, 1882 eröffnet für die Erziehung junger Leute der bessern Stände.

Kaste und Sprache.

Nirgends in ganz Indien ist die Zersplitterung der Kasten durch die verschiedenen Religionen eine so große als im Pandschab. Nach dem bereits citierten Kitts sind von den 185 vornehmsten Kasten oder Stämmen der Provinz nur 45 ganz bei ihrem alten Glauben geblieben und haben keinen ihrer Anhänger an andere Bekenntnisse verloren. Wenn man nur die Kasten oder Stämme in Betracht zieht, welche mehr als 1 Procent der Gesamtbevölkerung bilden, so erhält man nachstehende Liste:

Kaste	Kopfzahl	pro Mille der Bevölkerung.	Kaste	Kopfzahl	pro Mille der Bevölkerung
1. Dschat	4 432 750	195	8. Aráin	800 041	36
2. Radschputen	1 677 569	74	9. { Dschinwar Machsi Mallah. }	433 884 168 007 67 935	30
3. { Chamár Mochi }	{ 1 072 699 349 272 }	62			
4. Brahmanen	1 084 193	48			
5. Chúhra	1 078 739	48	10. Gúdschar	627 304	28
6. { Tarkhan Lohár }	{ 596 941 319 782 }	40	11. Dschúláha	624 312	28
7. Pathán	859 582	38	12. Arora	601 440	26
			13. Awán	532 895	23
			14. Kumhár	486 025	21

Kaste	Kopfzahl	pro Mille der Bevölkerung	Kaste	Kopfzahl pro Mille der Bevölkerung
15. Banya	437 944	19	21. { Dobi Chhimba Lilari, Rangrez, Charhoa	133 215 103 491 99 410
16. Khatri	419 139	18		
17. { Téli Penja u. Gassáb	266 888 117 468	17		
18. Scheikh	372 335	16		
19. Belutschen	355 238	16	22. Nái	342 123 15
20. Kánét	345 775	15	23. Faqir	302 324 13
			24. Sayad	248 102 11

Die sozialen Institutionen des Pandschab gehören zwei sehr verschiedenen Typen an. In den östlichen Ebenen und in der ganzen Himalaya-Region besteht das Institut der Kaste in seiner vollen Kraft. Die Kasteneinteilung gründet sich in erster Linie auf die Beschäftigung und unter den Land besitzenden Klassen auf politischen Einflufs, während der Stamm nur eine Unterabteilung der Kaste bildet. Die verschiedenen Beschäftigungen sind erblich, Heiraten zwischen den Angehörigen verschiedener Kasten unzulässig. Aber in der ganzen Ausdehnung der westlichen Ebenen und an der Indusgrenze ist der Stamm und nicht die Kaste die gesellschaftliche Einheit der Land besitzenden Klassen, indem die letztere entweder zu einer reinen Tradition gesunken ist oder zu einer rein ethnischen Unterscheidung. Die Wahl der Beschäftigung wird durch nichts anderes beschränkt als die Anrühigkeit, welche gewissen Berufsarten anhaftet, während die Haupt Hindernisse gegen gemischte Ehen ihre Gründe mehr in der verschiedenen sozialen Stellung der Eheaspiranten als in Stamm oder Kaste haben.

Von diesen beiden Typen weichen die Institutionen im Salzgebirge nicht unerheblich ab, indem sie etwa eine Mittelstellung einnehmen. Andererseits ist die mehr von Hindu als von Muhammedanern bewohnte Zone der Vorberge der Übergang von den Ebenen zu den hohen indotibetischen Gebirgen des Nordostens. Der Unterschied zwischen jenen erklärt sich nicht allein aus der Verschiedenheit der Religionen, welche bei der großen Masse der Bevölkerung im Osten und im Westen besteht; denn in dem östlichen Teil der Provinz hat der Islam eher die Bande der Kaste straffer gezogen, als sie gelockert, und der Neubekehrte verbleibt in ungeschmälertem Besitz der Stellung, des Namens und aller Vorurteile seiner Kaste, während in dem übrigen Pandschab das Leben der Bewohner weit weniger durch religiöse Rücksichten als durch Gesetze des Stammes oder der Gesellschaft und durch Gewohnheit bestimmt wird. Die Erklärung für diese Erscheinung ist die, daß die Bewohner des Westens bereits dem Beispiel der Grenzvölker, mit welchen sie in Berührung kommen, gefolgt sind, während die Gesell-

schaft im östlichen Pandschab nach dem Vorbild, welches der weitaus gröfsere Teil Indiens bietet, geformt wurde.

Sind schon bei den verschiedenen Religionen die Übergänge von der einen in die andere kaum bemerkbar, so ist dies bei den Sprachen noch mehr der Fall. Die unten aufgeführten Sprachen sind häufig nur die Übergangsformen von einer wirklich als solche zu bezeichnenden Sprache zu einer andern. So wird beispielsweise reines Tibetisch nur im Spiti-Thal gesprochen, und die als Láhuli und Kanauría aufgeführten Mundarten sind nichts weiter als Übergangsformen zum Pahári. Der letzte Census giebt nachstehende Liste:

Sprachen	Personen	Verhältnis pro Mille
Hindustáni	4 045 903	179
Báagri	282 351	12
Pandschábi	14 210 854	626
Andere Pandschab-Dialekte	5 405	
Sindi	5 128	71
Dschatki	1 604 760	
Kaschmiri	49 534	2
Dogri	212 604	9
Gúdschari	17 696	1
Pahári (Gharwhahli)	1 272 204	56
Paschtu	903 818	40
Persisch	6 145	1
Biludschi	25 748	
Englisch	27 584	1
Tibetisch	5 020	1
Láhuli (Lunan)	10 303	
Kanauría (Tibarskad)	12 209	

Die Sprache an der Ostgrenze ist Hindi. Auch an der Südgrenze herrscht dieselbe vor, allerdings beeinflusst durch ein eingewandertes Bevölkerungselement, welches Báagri im Süden, Pandschabi im Norden spricht, bis wir im Thal des Satledsch auf den westlichen Dialekt des Pandschabi stossen. Der Meridian von Sirhind im Osten und der Lauf des Ghaggar, von da ab, wo er diese Linie im Süden kreuzt, kann als die Grenze zwischen Hindi und Pandschabi angesehen werden. Bei dem letzteren lassen sich fünf Haupttypen unterscheiden.

Der östliche oder Malwa-Dialekt herrscht im ganzen Cis-Satledsch-Gebiet vor. Auf diesen folgt der centrale Dialekt, der Grundtypus der Sprache, die in ihrer grössten Reinheit in der Manja, dem Gebiet östlich und südlich von Lahore mit Einschluss der heiligen Stadt Amritsar gesprochen wird. In dem ganzen Pandschabi sprechenden Teil der westlichen Ebenen herrscht der Pachhadha-Dialekt des Pandschabi

vor, der mehr und mehr verderbt wird, wenn wir westwärts gehen, bis es zum Hindko des mittleren Industhal wird, immer noch ein Pandschabi-Dialekt, wenngleich mit einer starken Beimischung von Persisch und Paschtu. Endlich sprechen auch die Bewohner der Distrikte Dschelam und Rawalpindi einen Pandschabi-Dialekt, das Potwari, welches allmählich in das verderbte Hindko des oberen Indus übergeht.

An der Radschputana-Grenze von Bahawalpur lebt eine ansehnliche eingewanderte Bevölkerung, welche Bagri spricht; doch ist mit dieser alleinigen Ausnahme Dschatki die Sprache der ganzen Südwestecke des Pandschab. Jenseits des Indus wird Bilutschi von den Belutschen-Stämmen, welche eine feste Organisation besitzen und am Fuß des Suleimangebirges wohnen, gesprochen; doch ist Dschatki die Sprache des Flufsthal, die auch immer mehr Boden auf Kosten des Bilutschi gewinnt, welches sich vor jenem weiter und weiter ins Gebirge zurückzieht.

Betreten wir weiter nordwärts das Pathan-Gebiet, so finden wir das Paschtu als Sprache der Grenze und Hindko unter der gemischten Bevölkerung der Fluszufer, während wir noch weiter nordwärts nach Kohát und Peschawar vordringend, Paschtu als die allgemein gebrauchte Sprache vorfinden, wobei eine beträchtliche Bevölkerung indischen Ursprungs sich noch immer des Hindko im Verkehr miteinander bedient.

Die Sprachen der Berge folgen im allgemeinen der Richtung derer in den Ebenen unter ihnen, aber die Linie, welche die Hindi- und Pandschabi-Typen trennt, liegt hier viel weiter westlich; das Kangra-Thal bildet eine Art Grenzland zwischen den beiden Sprachen. Östlich von dieser Linie wird Pahári oder Garhwáli vom Hindi-Typus gesprochen. Westlich davon bis zur Hazára-Grenze wird Dogri gesprochen mit seinen Dialekten Tschambali und Tschibháli, und ganz nahe verwandt dem Potwári-Typus des Pandschabi im Salzgebirge. Jenseits des Kaghan-Thales ist Paschtu die vorwiegende Sprache, während in den nördlichen Hügeln vom Rawi bis zum Swat-Fluß die Gudschar-Hirten ihren eigenen Dialekt sprechen, welcher anscheinend dem Hindi verwandt ist. In den niedrigen Berglandschaften am Fuß des östlichen Himalaya ist Pandschabi und nicht Pahári die Sprache des Volks, während westlich vom Rawi die Bewohner der Ebenen am Fuß der Berge Dogri und nicht Pandschabi sprechen. Jenseits des mittleren Himalaya, in Kanáwar, Spiti, Lahul und Pangi wird entweder reines Tibetisch gesprochen oder Sprachen wie Láhuli und Kanaúria, die eine Mittelstellung zwischen den tibetischen und indischen Typen einnehmen.

Dafs der Urdu-Typus des Hindi sich allmählich über die Provinz verbreitet und die einheimischen Sprachen verdrängt, darf nicht be-

zweifelt werden. Paschtu und Bilutschi weichen schnell vor den Hindi-Dialekten zurück, allein das Tibetische widersteht dem Ansturm und schreitet sogar nach Süden vor. Es ist seltsam, daß während Brahmanismus den Buddhismus in die Berge zurücktreibt, die heilige Sprache des letzteren zu gleicher Zeit die der ersteren Religion verdrängt.

Bergbau.

Das Pandschab ist nicht reich an verwertbaren Mineralien, obschon Lager und Adern verschiedener Metalle und Erden an vielen Orten sich finden. Die einzigen, gegenwärtig einen wirklich wertvollen Ertrag liefernden Werke sind die Salzbergwerke in der Bergkette des Nordwestens, welche nördlich vom 30. Breitengrade vom Dschelam zum Indusfluß streicht und ihrem Reichtum an Steinsalz von seltener Reinheit den Namen dankt, den sie trägt. Diese Great Salt Range läuft durch die Distrikte von Dschelam und Shahpur; die bedeutendsten Lager befinden sich am Südabhang. Die Gipfel der Hügel zeigen grünen Sandstein; wo längs der Abhänge und am Fuß ziegelrote Gipsadern hervortreten, ist dies ein Zeichen von Salzbildung im Innern.¹⁾ Die salzführende Schicht hat in den reichsten Gruben eine Mächtigkeit von 180—200 m, davon 80—90 m reines Salz, in den ärmsten Gruben ist die Stärke der salzführenden Schicht immer noch 1—6 m.

Die Dörfer sind längs der Abhänge auf Terrassen angelegt, die stellenweise aus reinem Salz ausgehauen sind und in der Sonne glitzern. Um sich einen festen Arbeiterstamm zu sichern, bewilligten schon seit früher Zeit die eingeborenen Fürsten den Arbeitern gewisse Vorzüge: Erbpacht eines Stück Ackerfeldes, Brennholz aus den Waldungen u. a. Eine Familie arbeitet immer zusammen, und da mit der Verheiratung wohl die Tochter, nicht aber der Sohn aus der Gemeinschaft ausscheidet, dieser vielmehr in ganz altväterlicher Weise der Hausgewalt des Vaters bzw. Großvaters unterstellt bleibt, bis derselbe stirbt oder wegen Altersschwäche mit der Führung des gemeinsamen Haushaltes den ältesten Sohn belastet, so bildet eine Familie, deren Männer, Frauen und Kinder einem gemeinsamen Verdienst nachgehen, in ganz natürlicher Weise die „Partie“, die in europäischen Bergwerken durch Zusammenstehen und Verbindung verschiedener Arbeiter gebildet werden muß.

Genauere Angaben über die Zahl der bei dem Salzbergbau Thätigen giebt es nicht; 1882 wurde die Zahl der beschäftigten Männer auf 3600 ermittelt, sodafs man mit Einschluß der Frauen und Kinder die Gesamtzahl der beschäftigten Köpfe auf 11 000 annehmen darf. Die

¹⁾ Vgl. Emil Schlaginweit in der „Österr. Monatsschrift für d. Orient 1890. No. 1.“

geleistete Arbeit ist aber keine der Zahl entsprechende, da der Minenarbeiter Sonntags, Donnerstags und Freitags in jeder Woche und außerdem vier Monate in der Regenzeit feiert, so dafs die Zahl der Arbeitstage im Jahre nur 138 beträgt. Dabei sind Arbeiterausstände wegen angeblicher schlechter Behandlung, ungerechter Lohnabzüge u. s. w. keine Seltenheit, denn der dortige Grubenarbeiter gehört trotz seiner keineswegs ungünstigen ökonomischen Lage zu den streitsüchtigsten Arbeitern Indiens.

Früher, ehe europäische Leiter an die Spitze der Bergunternehmungen traten, wurde der Betrieb in sehr urwüchsiger Weise geführt. Jeder Unternehmer trieb einen Tunnel in die Gipsadern, wo es ihm beliebte; je eher die Erde feucht wurde, desto näher war das Salz und desto weniger totes Gestein war zu bewegen. Man holte das Salz heraus, ohne Pfeiler stehen zu lassen, sodafs Verschüttungen von Arbeitern an der Tagesordnung waren. Beim Fortgang der Arbeit stellten sich diese Gruben als mächtige Höhlen dar, an deren tiefster Stelle sich regelmäfsig Wasser zu einem mehr oder minder grofsen Salzsee sammelte. Das Salz dieser Höhlen wurde aber niemals ganz entfernt, da der Eingeborene die Arbeit einstellen läfst, sobald das Salz aufhört, ganz rein ausgehauen zu werden. Diese Höhlen füllen sich durch herabfallende schmutzige Salzmassen und Erde bald von selber.

Salzbergwerke finden sich seit alter Zeit bei Kalabagh, wo das Salz in offenen Gruben gewonnen wird, die in einer nahe bei einander liegenden Reihe von Salzlagern von 1—6 m Mächtigkeit, vom Fufs der Berge bis zu mehr als 160 m Höhe an der rechten Seite des Lun oder Gossai Nallah sich hinziehen. Im Distrikt Kohat wird Salz ebenfalls nahe der Oberfläche aus fünf Gruben in der Hügelkette gewonnen, welche vom Indus nach Bahadar Khe! zu läuft. Das Salz hat eine schwarze oder dunkelgrüne Farbe, und es wird behauptet, dafs nirgendwo sonst Salzlager von so grofser Ausdehnung und von solcher Reinheit zu finden sind. Die Sadi-Gruben im Distrikt Dschelam und die Morcha-Gruben in Shahpur sind weniger mächtig.

Am bedeutendsten von allen ist aber das Mayo-Salzbergwerk bei Kheora. Gruben wurden dort bereits vor dem Erscheinen der Engländer von den Seikh bearbeitet, die Gallerieen aber in so nachlässiger Weise getrieben, dafs, weil den Pfeilern in den oberen Gängen eine Stütze in den darunter liegenden fehlte, 1870 eine der gröfsten Gruben zusammenstürzte und ein förmlicher Krater sich bildete. Unter englischer Verwaltung ist der Betrieb ein besserer geworden, die Mine ist ganz nach europäischem Muster angelegt und der Stollen genau vermessen worden. Er wird nach dem Kammernsystem abgebaut, sodafs zwischen den einzelnen herausgehobenen Flötzen Salzpfeiler von 7—8 m

Mächtigkeit als Träger stehen bleiben. Der Abbau geht von oben nach unten und beginnt mit dem Einbrechen eines Arbeitsstollens, 2 m hoch, oberhalb der reinen Salzschiebt. Das überhängende, mit Salz durchtränkte Mergelgebirge wird mit Pulver abgesprengt (in den Gruben unter Leitung Eingeborener ist eine solche Sprengung nicht thunlich), bis die reine mergelige Gipschiebt erreicht ist. Diese wird sorgfältig abgekratzt, damit später kein Unrat mehr herabfällt, der Stollen selbst gekehrt und dann das reine Salz mit Pickel, Keil und Hammer herausgeholt und auf Schienengeleisen entfernt. Die Kammern sind bei 36 m Höhe und 13 1/2 m Breite bereits zu 75 m Tiefe ausgebaut. Die Länge aller Grubengeleise beträgt 360 m. Die Mayo-Mine liefert jetzt 80 Procent der gesamten Ausbeute an Salz, die Summe des bis 1870 herausgeholtten Salzes wird auf 22 Millionen Kubikfuß veranschlagt, die Abgabe davon trug der Regierung jährlich 2—3 Millionen Rupien ein. Bis 1889 sind aus dieser Mine allein 1 1/2 Millionen Tonnen Salz abgegeben worden.

Früher gewann man auch Salz aus Salzseen; allein man hat die Arbeiten hier meist wieder eingestellt, namentlich die Werke von Noh im Distrikt Gurgaon, da ihr sehr mäfsiger Ertrag mit der enormen Produktion des Sees Sambhar nicht konkurrieren konnte. Gegenwärtig stammt ein sehr bedeutender Teil des im Pandschab verbrauchten Salzes von diesem See.

Nach dem Bericht für das 31. März 1890 abgelaufene Fiskaljahr belief sich die Gewinnung von Salz für die Salt Range auf 58 643 Tonnen, für Kohat auf 17 363, für den Tributärstaat Mandi auf 3733 und für Sultanpur im Distrikt Gurgaon nahe beim See Nadschafgarh auf 25 743 Tonnen.

Die Funde von Eisenerzen und Braunkohle, welche man bisher gemacht hat, haben zu nennenswerten Resultaten nicht geführt. Die Erze scheinen gut zu sein, aber der Mangel an dem nötigen Brennmaterial zu ihrer Verhüttung hindert eine Inangriffnahme von Operationen; denn die hier und da entdeckte Braunkohle ist von geringer Güte und schwer in Brand zu setzen, auch hinterläßt sie bei der Verbrennung einen sehr starken Procentsatz von Asche. Sie leidet also an all den Nachteilen, durch welche die meiste Kohle der gangetischen Halbinsel so unvorteilhaft ausgezeichnet ist.

In den letzten Jahren erwarb ein englisches Syndikat von der Regierung das Recht, nach Petroleum zu bohren; indes haben die westlich vom Tschenab und im Distrikt Rawalpindi gemachten Versuche, wobei man bis zu einer Tiefe von 230 m gelangte, zu einem befriedigenden Resultat bislang nicht geführt.

Ackerbau.

Im Pandschab finden wir mehr freie Ackerbauer, Besitzer des Grund und Bodens, den sie bestellen, als sonst irgendwo in Indien. Der Dschemindar, der von den muhammedanischen Erobern geschaffene Generalpächter, welcher in der Folge zum Großgrundbesitzer wurde, ist im Pandschab eine verhältnismäßig seltene Erscheinung, wie aus den unten folgenden statistischen Angaben ersichtlich; vielmehr hat sich hier das alte Kollektiveigentum des Bodens noch zum größten Teil erhalten können. Fast überall hängt die Möglichkeit des Bestehens einer Gemeinde von der Existenz eines Teichs, eines Kanals, einer Quelle ab. Alle Ackerbauer gelten als Pächter der Gemeinde, welcher sie einen jährlichen Pachtzins zahlen; sie haften der Regierung gegenüber solidarisch für alle Auflagen, welche von dem Dorf erhoben werden. Verkauft ein Dorfbewohner sein Land an Fremde, so wird der Erlös nach dem Verhältnis der Kollektivrechte verteilt; wünschen aber die übrigen Dorfbewohner das Land zu behalten, so haben sie das Vorkaufsrecht vor dem Fremden zu dem von jenem gebotenen Preise. In Dörfern, welche Überschwemmungen ausgesetzt sind, macht man, wenn irgend welche Landbesitzer durch die Fluten geschädigt wurden, eine neue Einteilung des verfügbaren Grund und Bodens.

Unter den afghanischen Stämmen westlich des Indus nahm man früher alle 90 Jahre eine neue Verteilung des Bodens und selbst der Häuser vor, und diese „Wesch“ genannte Sitte besteht noch in etwas modifizierter Form in Bannu. Nur an wenigen Stellen haben die Gemeinden einem Oberherrn, dem Alamalik, einen Zins zu zahlen. Im Industhal aber gehören Kanäle und Brunnen andern Eigentümern als die bewässerten Felder, ebenso haben, seitdem der Staat für den Bau der großen Kanäle im Osten eintrat, die Gemeinden an den Wasserläufen in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Unternehmern treten müssen. Aber trotz alledem sind die Bauern im Pandschab die unabhängigsten in ganz Indien; auch sind sie als Bewohner dieser großen Kornkammer Indiens die kräftigsten. Freilich mag auch die wiederholte Infusion neuen Bluts durch die von Westen her eindringenden Erobererscharen das Ihrige dazu beigetragen haben, die Rasse zu stärken und zu verbessern.

Nach dem jährlich erscheinenden Progress and Condition of East India sind die Ländereien des Pandschab gegenwärtig, wie folgt, verteilt:

1) 19 553 214 Hektar unter 33 020 Gemeinden, was einen durchschnittlichen Besitzstand von 392 Hektar ergibt; doch besteht hinsichtlich desselben eine sehr große Verschiedenheit zwischen den Dörfern des Ostens und denen des Westens.

2) 1 088 776 Hektar unter der Verwaltung von 1695 Dschemindar mit einem durchschnittlichen Besitz von 642 Hektar.

3) 744 643 Hektar der Domänen, verteilt unter 1711 Eigentümer, mit einem durchschnittlichen Besitz von 435 Hektar, die entweder auf Lebenszeit oder auf immer (Dschaghir) den Eigentümern verliehen oder verkauft wurden.

4) 133 746 Hektar unbenutztes Land.

Die Zahl der Pächter oder Landbauer für Rechnung der Eigentümer ist 1 677 486, ein jeder mit einem durchschnittlichen Besitz von $2\frac{1}{2}$ Hektar.

Nach den letzten Erhebungen waren von den 64 139 592 Acres der 32 britischen Distrikte der Provinz 23 518 686 Acres unter Kultur, 5 867 214 Acres waren Weideland, 20 488 941 Acres anbaufähig, aber nicht kultiviert, und 14 264 751 Acres durchaus unfruchtbar.

Da Weizen das wichtigste Ackerbauprodukt des Pandschab ist, so ist von den beiden Perioden, in welche sich das Jahr für den Landmann scheidet, die Frühlingsernte oder Rabi bei weitem wichtiger als die Herbsterte oder Kharif. Neben Weizen werden vornehmlich Hirse, Gerste, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Thee (in Kangra), Erbsen, Ölsaaten, Indigo, Hanfsamen und Tabak gebaut.

Der Betrieb des Ackerbaus ist ein höchst primitiver und weicht wenig von der Methode ab, welche bereits zur vedischen Zeit Regel war. Düngung wendet man nur in der Nachbarschaft der Dörfer an, und auch dann nur bei Ernten, welche einen hohen Preis erzielen, wie Zuckerrohr, Baumwolle, Reis, in der Regel alle drei Jahre. Fruchtwechsel kommt nur auf den gedüngten Feldern vor, und es folgen dann auf eine den Boden mehr in Anspruch nehmende Ernte immer weniger anspruchsvolle, bis der Boden erschöpft ist, so in dem Cis-Satledsch-Gebiet auf Zuckerrohr Weizen und auf diesen Baumwolle. Künstliche Bewässerung erhalten etwa 25 Procent des Kulturlandes aus den Kanälen, welche theils von der Regierung, theils von Privaten angelegt wurden.

Die Ausdehnung des Ackerbaus hat in den letzten Jahren in ganz bedeutender Weise zugenommen; das kultivierte Areal hatte vor 20 Jahren erst eine Ausdehnung von 20 Millionen Acres, gegenwärtig (1889) sind es 23 469 994 Acres. In derselben Zeit stieg das durch die Kanäle der Regierung bewässerte Areal von $1\frac{1}{3}$ auf weit über $2\frac{1}{3}$ Millionen Acres; die Bewässerung aus Brunnen, Tanks und anderen privaten Anstalten von $4\frac{2}{3}$ auf $5\frac{1}{3}$ Millionen Acres, so dafs die Zunahme des bewässerten Areals innerhalb der genannten Periode weit über $1\frac{2}{3}$ Millionen Acres d. i. über 18 Procent beträgt.

Aber nicht allein das Areal unter Kultur überhaupt hat zuge-

nommen, in noch viel größerem Maße ist die Ausdehnung der mit wertvollen Früchten bestellten Felder gewachsen. So stieg zwischen 1869 und 1889 die Ausdehnung des mit Weizen bestellten Areal von $5\frac{1}{2}$ auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Acres, bei Ölsaaten von $\frac{1}{2}$ auf $\frac{3}{4}$ Millionen, bei Zuckerrohr von 325 831 auf 391 060, bei Indigo von 32 444 auf 138 344, bei Thee von 5521 auf 9204 Acres. Zugleich hob sich der Verkaufspreis von Land um mehr als ein Viertel der früher gezahlten Summen.

Kanäle.

In einem Lande, dessen Regenfall ebenso launisch ist in der Wahl seiner Zeit als schwankend in seiner Größe, muß die Fürsorge für rechtzeitige und genügende Beschaffung von Wasser eine der vornehmsten Sorgen der Regierung sein. Jede Ausgabe für Bewässerungsanlagen darf hier als eine Hingabe von Kapital angesehen werden, um Bodenkraft zu erlangen. Ohne künstliche Bewässerung müßten im Pandschab, wie in den meisten Teilen Indiens, große Striche dauernd wüst liegen, während andere nur in ausnahmsweise günstigen Jahren angebaut werden könnten. „Bewässerung“, sagt Hunter, „ist für den indischen Bauern dasselbe, was intensive Kultur für den englischen Landmann. Sie steigert die Ergiebigkeit seiner Felder in weit höherem Maße als der Zinsbetrag des aufgewandten Kapitals. Man kann die Bewässerung als eine Versicherung gegen Hungersnot bezeichnen.“ Und in der That konnte man während der schrecklichen Jahre 1876 und 1878 im südlichen Indien die Grenze zwischen Hungersnot und Überfluß sehr bestimmt nach den Landmarken der bewässerten und nichtbewässerten Felder ziehen.

Im Pandschab giebt es wenige Distrikte, welche der künstlichen Bewässerung gänzlich entraten können. Im Norden, am Fuß des Himalaya, und in den oberen Thälern der Fünf Flüsse kann man Wasser durch Graben von 3–10 m tiefen Brunnen erlangen, weiter südlich hat man „Überschwemmungskanäle“. Die höheren Ländereien zwischen den Becken der großen Flüsse erhalten ihre Bewässerung durch die das ganze Jahr Wasser spendenden Kanäle, welche die Regierung erbauen ließ. Zu der letzteren Klasse von Kanälen gehören der West-Dschamna-, der Sirhind-, der Bari Doab- und der Swat-River-Kanal, zu den Überschwemmungskanälen dagegen das Obere-Satledsch-System, der Untere Sohag- und Para-Kanal, das Untere Satledsch- und Tschenab-System, der Sidhnai-Kanal, das Muzaffargarh-System, die Indus-Kanäle, die Regierungs-Kanäle in Schahpur und der Tschenab-Kanal. Außerdem sind projektiert und teilweise schon in Angriff genommene, ein großer Kanal der ersten Klasse von

Dschelam ausgehend zur Bewässerung des Dschetsch Doab, ein Zweig des West-Dschamna-Kanals zur Bewässerung des Landes am Westufer des Sirsuti Nadi bis Sirsa, ein vom Indus bei Dera Ismail Khan ausgehender Kanal zur Bewässerung der unteren Hälfte des Sindh Sagar Doab und einige Überschwemmungskanäle aus dem Tschenab zur Bewässerung der Khadir Ländereien im Distrikt Dschhang.

Die Bewässerungskanäle der Provinz sind teils solche mit ununterbrochener Wasserversorgung oder auch solche, die nur zeitweilig von Fluten gefüllt werden, dann aber häufig längere Zeit versiegen. Zur ersten Klasse gehören die Kanäle West-Dschamna, Sirhind, Bari Doab und Swat River, zur zweiten das Obere Satledsch-System, der untere Sohag- und Para-Kanal, das Untere Satledsch- und Tschenab-System, der Sidhnai-Kanal, das Muzaffargarh-System, die Indus-Kanäle und drei Kanäle in Schahpur, welche zum Bewässerungsdepartement gehören, aber nicht von denselben verwaltet werden.

Nach dem letzten vorliegenden offiziellen Bericht für das Verwaltungsjahr 1888–89 wurden durch die Kanäle erster Klasse bewässert 557 854 Hektar, durch die Überschwemmungskanäle 474 839 Hektar, also zusammen 1 032 693 Hektar, wobei aber die zahllosen kleinen, durch Private angelegten Gräben nicht eingeschlossen sind, nach deren Berücksichtigung das im Pandschab bewässerte Areal nach Hunter auf mindestens 32 600 Quadratkilometer bei einer überhaupt kultivierten Fläche von 95 800 Quadratkilometer zu veranschlagen wäre.

Durch den Swat River-Kanal wurden 1888–89 bewässert 43 164 Hektar, durch den West-Dschamna-Kanal 116 340 Hektar, durch den Bari Doab-Kanal 207 690 und durch den Sirhind-Kanal 190 660 Hektar. Inzwischen wird durch die nunmehr vollendeten Kanalbauten das bewässerte Areal sich bedeutend vergrößert haben.

Der West-Dschamna-Kanal, welcher die Distrikte Ambala (Umballa), Karnal, Delhi, Rohtak und Hissar durchfließt, empfängt sein Wasser wenige Kilometer unterhalb des Austritts der Dschamna aus den Siwalikbergen am rechten Ufer des Flusses. Es ist hier ein Wehr quer über denselben erbaut worden mit Schleusen an beiden Ufern, von welchen die am rechten Ufer den Westlichen, die am linken den Östlichen Dschamna-Kanal versorgen.

Der Bau eines Dschamna-Kanals ist sehr alt; schon in der Mitte des 14. Jahrh. ließ Firoz Schah Tughlak einen Kanal, wahrscheinlich von dem heutigen Ausgangspunkt aus anlegen, um seine Hauptstadt Hissar mit Wasser zu versorgen, vornehmlich aber zur Bewässerung seiner Gärten. Zweihundert Jahre später, wahrscheinlich um 1568, wurde der inzwischen durch Nachlässigkeit versandete Kanal von Akbar wieder eröffnet und 1568 erbaute Schah Dschehan's berühmter

Baumeister Ali Mardan Khan einen Zweigkanal, um der neuerwählten Residenzstadt Delhi Wasser zuzuführen. Zugleich wurde ein anderer Kanal nach Rohtak zu abgeleitet. Indessen verfiel der Kanal mit dem Niedergang des Reichs der Grobsmogul, noch mehr aber unter der Herrschaft der Seikh, so dafs er allmählich versandete und um die Mitte des 18. Jahrh. zu fliefsen aufhörte.

Nachdem die Engländer Besitz von Delhi ergriffen hatten, unternahm 1817 die britische Regierung die Wiedereröffnung des Kanals, welche 1820 vollendet wurde. Von 1823 bis 1825 folgte die Herstellung des Hissarkanals. Aber erst das Hungersnotjahr 1832—33 zeigte dem indischen Landmann den Wert der Bewässerung. Gegenwärtig hat der Kanal eine Länge von 693 km mit Verteilungskanälen von 414 km Länge. Über die ursprünglichen Kosten des Kanals liegen keine Daten vor, die Ausgaben der britischen Regierung bis Ende 1888 beliefen sich auf über 900 000 Pfd. Sterl.

Der Sirhind-Kanal durchzieht die Distrikte Ambala (Umballa), Firozpur und Ludhiana, sowie die Tributärstaaten Patiala, Nabha und Dschind. Er endet in den Distrikten Sirsa und Karnal. Sein Wasser empfängt er aus dem Satledsch bei Rupar. Der Hauptkanal wurde 1882 eröffnet, bis Ende 1884 waren weit über 5 Millionen Pfd. Sterl. verausgabt worden, aufser einer sehr bedeutenden von den einheimischen Fürsten zugeschossenen Summe. Die Gesamtlänge der Kanäle im Pandschab beträgt 2909 km, mit den kleinen Bewässerungskanälen sogar 6773 km, wovon auf die einheimischen Staaten 3128 km entfallen.

Finanziell ist die Anlage der Kanäle ein grofser Erfolg gewesen. Noch im Verwaltungsjahr 1886—87 war ein Verlust von 5 Lakh Rupien (500 000 R.) zu verzeichnen, dagegen 1887—88 und 1888—89 ein Gewinn von 1½ Lakh, während die kleineren Kanäle sich mit 10,15 und 14,06 Procent verzinnten.

Gewerbe und Handel.

Das Pandschab ist wesentlich ein Ackerbau treibendes Land und die Gewerbthätigkeit spielt daher hier nur eine untergeordnete Rolle, um so mehr als die wohlhabenderen Eingeborenen ein Gefallen daran finden, ihre Häuser mit den Produkten Europas zu füllen und zwar meist in sehr wenig geschmackvoller Form und Auswahl, und die ärmeren Klassen hier, wie in ganz Indien, so geringe Bedürfnisse für die Ausstattung ihrer bescheidenen Wohnungen haben, dafs sie gar nicht in Frage kommen.

Bis man es gelernt hat, in wirksame Konkurrenz zu treten mit den billigen englischen Baumwollstoffen, welche heut das Land überschwemmen, und ebenso billig Papier, Spiegel, Nadeln, Messerwaren,

Zündhölzer und eine Menge anderer allgemein gebrachter Gegenstände herzustellen als in Europa, wird das Land zu einer wirklichen Gewerthätigkeit nicht gelangen können.

Die einzigen größeren gewerblichen Anstalten sind gegenwärtig eine Wollzeugfabrik, eine Zuckermühle und eine Seidenhaspelanstalt; alles übrige ist Hausindustrie, wobei sich zuweilen mehrere Arbeiter, die aber in ihren Häusern getrennt wohnen, in die Arbeit nach ihren verschiedenen Stadien teilen. Am bedeutendsten ist die Baumwollindustrie, welche im Pandschab mit den Tributärstaaten nach den Erhebungen des letzten Census (1881) 674 264 Personen (371 716 männliche, 302 548 weibliche) beschäftigt, wozu noch 87 915 Frauen und 177 Männer kommen, welche die Weberschiffchen mit Garn versorgten und andere Dienstleistungen verrichteten. Dabei sind Färber, Drucker und Zeltmacher, welche besondere Gewerbe bilden, nicht inbegriffen.

Auch die Wollweberei ist nicht unbedeutend; Shawls, einfache Paschmfabrikate, Teppiche und andere Fabrikate aus Schafwolle und Ziegenhaar werden in ziemlich bedeutenden Mengen hergestellt. Zugleich vertreibt die Provinz zum größten Teil die berühmten Kaschmir-Shawls, die freilich, weil nur die billigeren Sorten verlangt werden und Anilinfarben die früher allein gebrauchten vegetabilischen Farben verdrängt haben, immer geringeren Absatz finden; 1880—81 exportierte Kaschmir für 2 150 000 Rupien, 1888—89 aber nur noch für 1 088 000 Rupien seiner Shawls.

Die Stickereien in Gold und farbiger Seide von Delhi, Lahore, Amritsar und Ludhiana für Elefanten- und Pferdeschabracken, Teppiche und Kissen für besonders feierliche Anlässe sind noch immer berühmt.

Besondere Aufmerksamkeit hat in den letzten Jahren, namentlich nach den Ausstellungen von 1864 und 1882 die Holzschnitzerei des Pandschab auf sich gezogen. Ehe dasselbe unter englische Herrschaft kam, war die Nachfrage nach solchen Erzeugnissen eine sehr beschränkte, man verzierte Thüren, Fenster und Balkone mit reichem Schnitzwerk, legte auch in dunkles Holz Verzierungen aus Messing und Elfenbein. Nicht allein Amritsar und Delhi, auch Bhera (Schahpur), Siálkot, Dschhang, Simla, Hoshiarpur und Bhiwani (Hissar) lieferten dergleichen Arbeiten. Die eingelegten Arbeiten von Hoshiarpur haben neuerdings bei Engländern gute Aufnahme gefunden, und die Nachfrage nach Möbeln, Kutschen und anderen Gegenständen ist auch bei den Eingeborenen eine so starke geworden, daß die Holzindustrie sich in sehr gedeihlichem Zustande befindet.

Auch die Gold- und Silberarbeiten, namentlich Schmucksachen, welche am besten in Hazára, Schahpur, Kánga und Delhi angefertigt werden (besonders interessant sind die sogen. Babúl-Schmucksachen

von Delhi), die emaillierten Waren von Kaschmir, die Lederarbeiten in rot, blaugrün, schwarz und andern Farben von Bilaspur, Peschawar, Deradschat, Hoshiarpur, Kasur u. a., oft mit Stickereien und Ornamenten aus Gold, Silber, Messing und mehrfarbiger Seide verziert, die Arbeiten mit herrlichen Malereien auf Papier maché und Holz meist von Kaschmir, die Elfenbeinschnitzereien von Amritsar, die Drechsler- und Lackwaren, die farbigen Seidenstickereien, oft mit Goldverzierungen, von Delhi, Amritsar und Lúdhiana, sie alle und noch manches andere verdienen Beachtung, da sie nicht nur lebensfähig sind, sich auch unter dem Einfluß der durch die englische Verwaltung errichteten Kunst- und Zeichenschulen und die aus England kommende Nachfrage gedeihlich weiter entwickeln. Bisher freilich ist der Absatz an das Ausland noch ein ziemlich geringer.

Der Handel konzentriert sich in den großen Handelsmittelpunkten der Provinz, in Lahore, Amritsar, Multán, Ambála, Delhi und Pescháwar. Der auswärtige Handel nimmt vier verschiedene Richtungen. An der Nordgrenze wendet er sich nach Kaschmir, Ladákh, Yarkand, Tibet und Centralasien im allgemeinen. An der Westgrenze geht der Handel nach Kábul, Tirah und Siwestán; doch ist derselbe in den letzten Jahren sehr bedeutend zurückgegangen. Die Länder jenseits des Oxus, sagt das Statement of the Trade of British India für 1890, sind gegenwärtig durch die russischen Zollregulative und durch die Unmöglichkeit einer Konkurrenz der Karawanen von Peschawar nach Balkh mit der russischen Eisenbahn faktisch für indische Waren geschlossen. Zu diesen Vorteilen, welche den Russen ihr transkaspischer Schienenweg schon giebt, beabsichtigen sie eine Bank und andere Förderungen des Handels zu fügen. Dagegen haben die indischen Waren nach dem Verlassen von Peschawar ein Land zu passieren, in welchem von jeder Kamelladung in der drückendsten Weise und ohne Rücksicht auf die verschiedenen Warengattungen Zoll erhoben wird. Es ist daher erklärlich, daß britische und indische Waren, welche aus Indien nach Afghanistan exportiert werden, jenseits Kabul keinen Markt finden können und daß russische Waren die Märkte nördlich und westlich von dieser Stadt füllen.

Auch der Theehandel über die Grenze via Ladakh ist nahezu vernichtet worden durch das Verbot indischen Thees im chinesischen Turkistan. Der Export europäischer Güter dorthin nimmt indes von Jahr zu Jahr zu. Auch der Handel mit Tibet zeigt eine gedeihliche Entwicklung; doch sind es nur drei Handelsartikel, welche hier in Betracht kommen: Borax, Wolle und Salz. Namentlich der Salzhandel ist im Steigen, da Importe über den Himalaya den sonst erhobenen hohen Zoll auf Salz nicht zu zahlen haben. Für das letzte Bericht-

jahr bezifferte sich der Handel der betreffenden Gebiete in Pfd. Sterling wie folgt:

	Einfuhr nach dem Pandschab	Ausfuhr aus dem Pandschab
Lus Bela und Mekran	48 335	28 517
Khelat	53 785	43 857
Sewestan	43 438	67 177
Kandahar, Pischin, Herat u. a.	276 821	2 096 213
Kabul	237 684	574 890
Tirah und Bajaur	47 067	66 620
Kaschmir	537 284	525 831
Ladakh	33 463	31 711

Der grofse Betrag der Ausfuhr nach Kandahar und Pischin besteht vorwiegend in Material für den Bau der hierhin gebauten Eisenbahn und in Vorräten für die an verschiedenen Stationen dieser Gebiete aufgestellten Truppen.

Die Waren, welche über die nördliche und westliche Grenze nach dem Pandschab eingeführt werden, bestehen in Charas, einem be rauschendem, aus indischem Hanf hergestellten Präparat, Färbemitteln verschiedener Art, feinem Ziegenhaar, Rohseide, Früchten und Nüssen, Holz, Pelzwerk und Federn, und Shawls; ausgeführt werden dagegen Indigo, Korn, Metalle, Salz, Gewürze, Thee, Tabak, indische und europäische Baumwollzeuge, Häute und Leder.

Der Handel mit Europa ist sehr bedeutend und stetig wachsend; Delhi ist das grofse Emporium für importierte Manufakte, während die grofsen Getreidemärkte des Landes in der Hauptsache den Exporthandel vermitteln. Früher ging der Ausfuhrhandel meist über Kalkutta, seit der Eröffnung der Radschputana-Malwa- und der Industhal-Eisenbahn haben aber Bombay und Karatschi diesen Platz eingenommen.

Der Handelsverkehr der letzten Jahre zeigt bei der Ausfuhr eine stetige Abnahme, die Einfuhr des letzten Jahres erscheint zwar gröfser, ist aber in Wirklichkeit nicht so, da dieselbe 30 Millionen Rupien einschließt, welche Kaschmir nach Sialkot sandte für den Bau der Sialkot-Dschummu-Bahn und für die Dschummu-Wasserwerke.

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Maunds	Rupien	Maunds	Rupien
1886—87	1 490 071	9 779 297	935 681	12 684 857
1887—88	1 585 356	10 646 975	868 832	12 751 070
1888—89	1 524 734	11 402 550	848 972	11 841 701

Der Binnenhandel der Provinz läfst sich unter fünf Gruppen bringen; er begreift 1) den Verkehr auf dem Indus mit Sind und Karatschi, dessen Mittelpunkt Multan ist und der durch Fazilka und Firozpur genährt wird, indem diese Korn und Wolle von Radschputana

und den östlichen Ebenen sammeln, um dieselben den Satledsch abwärts oder per Bahn zu senden, worauf sie mit der Industhal-Staatsbahn weitergeführt werden; 2) den Handel mit dem östlichen Radschputana, dessen Mittelpunkt Delhi bildet, und der vornehmlich von Riwari und Biwani genährt wird; die Importe bestehen in Salz und Wolle, die Exporte in Zucker, Baumwolle und Ölsaaten; 3) die Ausfuhr von Korn und Baumwolle ostwärts von den östlichen Ebenen, wofür Ludhiana und Delhi die vornehmlichen Sammelplätze sind, und von den westlichen Ebenen, wofür Lahore das Centrum bildet; 4) Den Salzhandel des westlichen Pandschab, wofür Lahore noch immer der Hauptplatz ist, wenngleich nicht in demselben Maße als vor der Eröffnung einer Eisenbahnlinie zu den Salzwerken; 5) den Handel in den Fabrikaten und Manufakten des Landes.

Der durch die Eisenbahnen vermittelte Handelsverkehr betrug in den letzten sechs Jahren:

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Maunds	Rupien	Maunds	Rupien
1883—84	6 548 902	74 540 322	12 938 468	45 847 130
1884—85	6 812 184	83 981 050	21 061 806	67 191 050
1885—86	7 509 999	91 278 802	24 974 228	76 966 636
1886—87	6 709 254	79 488 876	10 570 517	49 273 226
1887—88	7 409 907	82 981 901	9 015 949	46 312 921
1888—89	7 317 399	77 817 535	13 465 135	63 150 200

6 jähriger Durchschnitt: 7 051 441 81 261 061 15 337 650 58 118 627

Hierzu kommt nun noch der Verkehr auf dem Indus vermittelt der Boote des Landes, welcher trotz der sehr bedeutend verringerten Ausfuhr einzelner Landesprodukte, wie Til, Ghi u. a., und des zeitweiligen Rückgangs des Vorjahrs eine sehr bedeutende Steigerung aufweist. Es betragen

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Maunds	Rupien	Maunds	Rupien
1886—87	174 729	1 571 908	1 661 820	7 076 707
1887—88	192 636	1 637 022	1 013 921	6 122 305
1888—89	187 548	1 751 156	2 112 778	7 838 277

Unterstützt wird der Handel durch die Wasserstraßen der Fünf Flüsse und des Indus, durch Eisenbahnen, vortreffliche Chausseen, Telegraphen und Posten. Die verschiedenen Flüsse sind auf eine Gesamtlänge von 4296 Kilometer schiffbar, die Eisenbahnen hatten 1875—76 erst eine Länge von 1061 Kilometer, aber 1888—89 bereits eine solche von 3157 Kilometer. Das Eisenbahnsystem des Pandschab ist eine Fortsetzung desjenigen, welches von Kalkutta sich in die Nordwestprovinzen hinein erstreckt, und steht seit einigen Jahren in direkter

Verbindung mit dem Meer bei Karatschi in Sind. Die East Indian-Eisenbahn sendet eine Abzweigung über die Dschamna bei Delhi, von wo die Radschputana-Staatsbahn südwärts zieht durch die Distrikte Delhi und Gurgaon nach Radschputana und in weiterer Fortsetzung bis Bombay. Die Sind-Pandschab- und Delhi-Bahn, nach ihrer Übernahme durch die Regierung North-Western Bahn getauft, bildet die Fortsetzung des Haupteisenbahnsystems durch das Gangetische Doab, welches über die Dschamna in diese Provinz aus dem Distrikt Saharanpur tritt und über Ambála, Ludhiana, Dschalandhar und Amritsar nach Lahore geht. Von da setzt die Northern-Pandschab-Staatsbahn die Linie bis Peschawar an der Nordwestgrenze fort, während die Industhal-Bahn (jetzt ein Zweig der North-Western Bahn) Lahore und Multan mit Bahawalpur, Sukkur, (Sakhar) und Karatschi verbindet. Zu diesen Linien ist in den letzten Jahren eine Reihe von Bahnen hinzugetreten zur Vervollständigung des für die Größe der Provinz noch etwas dürftigen Netzes. Einige dieser Linien sind bereits in Angriff genommen, zum Teil vollendet, andere befinden sich noch im Stadium der Vorarbeiten.

Vortreffliche Chausseen verbinden die Mittelpunkte des Handels und die Hauptorte der Distrikte; die Länge der chaussierten Strafsen beträgt gegenwärtig 2907 Kilometer, die der nicht chaussierten 35 116 Kilometer.

Die Verwaltung.

Für Verwaltungszwecke ist die Provinz in zehn Divisionen: Delhi, Hissar, Ambála, Dschalandhar, Amritsar, Lahore, Rawalpindi, Multan, Deradschat und Peschawar geteilt, und diese Divisionen zerfallen wiederum in 32 Distrikte (s. Seite 5). Die Einkünfte der Provinz betragen 1888—89 37 154 335 Rupien, wovon 21 883 219 Landsteuer, die Ausgaben 22 285 084 Rupien.

Bei der Einverleibung des Pandschab in den britischen Besitz, März 1849, wurde ein Verwaltungsrat für das Land eingesetzt, welchem auch die Commissioners der Trans-Satledsch- und Cis-Satledsch-Staaten unterstellt waren. An Stelle dieses Verwaltungsrats trat im Februar 1853 ein Chief Commissioner, mit einem Judicial Commissioner und einem Financial Commissioner. Als man dann das Territorium von Delhi von den Nordwestprovinzen ablöste und zum Pandschab schlug, wurde letzteres am 1. Januar 1859 zu einer Lieutenant-Governorship erhoben.

Das Gerichtswesen wurde gleichfalls umgestaltet. An die Stelle des Judicial-Commissioner trat 1866 ein Obergericht mit zwei Richtern, einem Staatsanwalt und einem nichtjuristischen Beisitzer, als letzte Instanz in Civil- und Kriminalsachen und als einzige Instanz in Kriminal-

sachen, welche europäisch-britische Unterthanen betreffen. Im Jahre 1869 wurde ein dritter Richter angestellt.

Dem Obergericht und dem Financial Commissioner, als den obersten juristischen und finanziellen Autoritäten der Provinz, sind die 10 Civil Commissioners der Divisionen untergeordnet, sowie die übrigen richterlichen Verwaltungsbeamten, welche bis zu der untersten territorialen Einheit, dem Tahsil, erforderlich sind.

Eine gesetzgebende Versammlung hat das Pandschab nicht. Der Lieutenant-Governor entwirft von Fall zu Fall Gesetzesvorschläge, welche dem Gesetzgebenden Rat in Kalkutta unter dem Vorsitz des Generalgouverneurs von Indien, bei weniger wichtigen Anlässen dem Kabinet zur Begutachtung und eventuellen Billigung oder Verwerfung vorgelegt werden müssen.

An Gefängnissen besitzt die Provinz 34 und außerdem 18 kleinere, zur zeitweiligen Inhaftnahme Angeklagter. Am Ende des Finanzjahres 1888—89 befanden sich 13 152 männliche und 340 weibliche Gefangene unter Schloß und Riegel; die Kriminalgerichte hatten über 85 984 Fälle zu verhandeln, darunter über 492 Mordthaten, die besonders an der Nordwestgrenze und im Gebiet jenseits des Indus, meist unter den halbcivilisierten Stämmen der Pathan und Beludschen als Racheakte verübt wurden. Auch Viehdiebstahl gehört zu den sehr gewöhnlichen Verbrechen.

Die Polizeimannschaft besteht aus 716 Offizieren aller Grade, davon 78 Europäer und 12 Eurasier, und 19 147 Mann. Die obersten Stellen sind fast ausschließlich mit Europäern besetzt. Dies schließt sämtliche Polizeibeamte in den Kantonnements, bei den Eisenbahnen, Kanälen, Fähren etc. ein, aber nicht die halb-militärische Grenzpolizei. In den ländlichen Distrikten kommt 1 Polizist auf 1179 Seelen, in den städtischen auf 368 Seelen.

Das Schulwesen des Pandschab.

Ursprünglich war die Schule im Pandschab ausschließlich in den Händen muhammedanischer Lehrer. In den Moscheen wurde der Koran gelesen und außerhalb der Moscheen die persischen Autoren; Zutritt hatte ein Jeder. Auch erhielten die Kinder der Krämer Unterricht im Rechnen und in der Buchführung, Arabisch und Sanskrit wurde in anderen gelehrt, um junge Männer für den Dienst ihrer Religion vorzubereiten. Das durchschnittliche Einkommen der Lehrer betrug wenig mehr als 2 Rupien monatlich, wozu freilich noch nicht unbedeutende Naturalbeiträge und Zahlungen für das Abhalten religiöser Ceremonien kamen.

Nach einer genauen Aufnahme im Jahre 1883 bestanden damals

13 109 einheimische Schulen (persische, arabische, Gurmukhi, Hindi, Koran, Sanskrit u. a.) mit 135 384 Schülern, von denen aber 3357 Schulen durchschnittlich nur 12 Schüler und 5416 Schulen gar nur 6 Schüler in ihren Listen führten. Von den Lehrern konnten 5216 gedruckte Schriften nicht lesen, 5782 waren des Schreibens und 9595 der Elemente der Arithmetik völlig unkundig! Die muhammedanischen Schüler hatten als Lesebuch den Koran, die Hindu und Seikh den Granth; aber von einem Verständnis des Gelesenen war keine Rede, wie auch die Lehrer keinerlei Versuch machten, den Schülern irgendwelche Erklärung zu geben. Von den Schülern waren 103 133 Muhammedaner, 25 576 Hindu und 6616 Seikh.

Die Engländer waren seit der Annektierung des Pandschab nicht ganz unthätig; sie erhielten 34 Schulen aus öffentlichen Mitteln, 12 Missionsschulen wurden ebenfalls vom Staat unterstützt. So fand das Gesetz vom Januar 1856, welches eine besondere Unterrichtsbehörde für die Provinz schuf, den Zustand des öffentlichen Unterrichtswesens.

Die Arbeit der Organisation war keine leichte. Die Einführung des fast allgemein gesprochenen Urdu als Unterrichtssprache stiefs auf den Widerstand der Lehrer sowohl wie der Schüler; man konnte es nicht verstehen, dafs für eine allgemein gesprochene Sprache noch besondere Unterweisung vonnöten sei. So machte man denn ein Kompromifs und gab den Lehrern Bücher in Urdu, welche gelesen werden mußten, und solche in persischer Sprache, welche gelesen werden durften. Die Schriftzeichen aber sollten die persischen sein, da diese in der Westhälfte ausschliesslich im Gebrauch standen und auch zwei Dritteln der Bevölkerung des Ostens geläufig waren.

Ein großes zu Lahore unter dem Vorsitz des Lieutenant Governors der Provinz, Sir Robert Montgomery, abgehaltenes Derbar beschäftigte sich mit der Erziehung der weiblichen Jugend; die Frage wurde von einheimischen Grofsen mit Enthusiasmus aufgenommen und sogleich an 1000 Schulen für Mädchen begründet, welche indes aus Mangel an Schülerinnen zum großen Teil schnell wieder eingingen.

Das von der Regierung im Pandschab eingeführte Schulsystem ist im wesentlichen nach englischem Muster geformt. Die Schulen zerfallen in 3 Klassen; höhere (High-Schools), mittlere und Elementarschulen. Sie werden zum Teil gänzlich von der Regierung unterhalten, empfangen aber meist nur einen Zuschufs aus der Regierungskasse, dessen Höhe von der Anzahl der Schüler und deren Leistungen bei den periodischen Prüfungen durch die englischen Schulinspektoren abhängt.

An der Spitze des ganzen Schulwesens steht ein Direktor mit zwei Schulinspektoren und zehn Unterinspektoren erster und sechzig zweiter

Klasse. Die oberste Prüfungsbehörde ist die 1882 ins Leben gerufene Pandschab Universität zu Lahore, wie die Universität zu Kalkutta kein Lehrkörper, nur durch ihre Prüfungen für den Zutritt in den Mittelschulen aufwärts bis zu den Prüfungen für den Grad eines Bachelor und Master of Arts sowie eines Bachelor und Master of Oriental Learning den Gang des Unterrichtswesens regelnd.

Von höheren Lehrinstituten bestehen gegenwärtig fünf in der Provinz; nämlich das Lahore Government College, das American Presbyterian Mission Aided College in Lahore, das Cambridge Mission Aided College in Delhi, bekannter als St. Stephen's College und zwei neuerdings errichtete Institute, das eine in Verbindung mit der Municipal Board School in Amritsar und das andere, ein Privatinstitut, mit der Daya Nand Anglo-Vedic School in Lahore. Diese Institute wurden 1888–89 von 322 Studierenden besucht.

Daran schloßen sich das Oriental College, besonders für das Studium des Arabischen, Persischen und des Sanskrit bestimmt, das Lahore Medical College, St. Thomas College in Murree, Bishop Cotton School in Simla und das Lawrence Military Asylum, die am stärksten besuchte europäische Schule der Provinz. Ferner bestehen eine Tierarzneischule zu Lahore, eine von der Pandschab Universität erhaltene juristische Schule, die Mayo Schule für Kunstgewerbe, und vier Industrieschulen zu Amritsar, Kasur, Rawalpindi und Delhi. Für die Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen bestehen für die ersteren ein Central Training College mit einer Central Modellschule und vier Normalschulen und für Lehrerinnen eine Training Institution mit Normalschulen für deren Ausbildung.

Im Jahre 1889 bestanden im Pandschab für Schüler 7 Colleges mit 683 Studirenden, 250 Sekundärschulen mit 45 345 Schülern und 1773 Elementarschulen mit 85 801 Schülern, dazu noch 12 Spezialschulen mit 860 Schülern, im ganzen also 2035 Schulen mit 132 066 Schülern. Für Schülerinnen hatte man 20 Sekundär- und 320 Elementarschulen mit 1299 resp. 9507 Schülerinnen, dazu 2 Spezialschulen mit 53 Schülerinnen, im ganzen also 342 Schulen mit 10 859 Schülerinnen.

Hierzu kommt noch eine Anzahl privater und einheimischer Schulen, und zwar 10 385 mit 123 926 Schülern und 1296 mit 16 938 Schülerinnen, so daß die gesamte Zahl aller öffentlichen und privaten Schulanstalten 14 065 und die Zahl der Schüler und Schülerinnen 284 272 betrug. Die Gesamtkosten des Erziehungswesens stellten sich auf 2 588 800 Rupien, wovon 400 658 Rupien von den Schülern aufgebracht wurden.

In den Tributärstaaten liegt das Erziehungswesen begreiflicherweise noch sehr im Argen, doch ist auch hier eine von Jahr zu Jahr

steigende Besserung wahrnehmbar. Berichte liegen nur über Patiala, Bahawalpur, Dschind, Kapurthala, Faridkot und Nabha vor. In diesen 6 Staaten bestanden 2 Art Colleges mit 192 Schülern, 37 Sekundär-Schulen mit 3780 Schülern und 178 Elementarschulen mit 5337 Schülern. Hierzu kommt noch eine Anzahl einheimischer Schulen mit 5134 Schülern, so daß die Zahl der Schüler sämtlicher Schulen 14 443 betrug. Davon lernten 2628 englisch, 13 438 waren männlichen, 1005 weiblichen Geschlechts.

Nach Nationalitäten und Religionen unterschieden waren von sämtlichen die Schule Besuchenden englischer Abstammung oder Eurasier 1896 (962 männlich, 934 weiblich), 96 368 Hindu (91 654 männlich, 5714 weiblich), 19 895 Seikh (18 136 männlich, 1759 weiblich), und 162 058 Muhammedaner (142 145 männlich, 19 913 weiblich). Es ist bemerkenswert, daß sowohl Hindu als auch Seikh viel mehr bemüht sind, sich eine bessere Erziehung anzueignen als die Muhammedaner. Daher fallen den Hindu auch fast ausschließlich die Stipendien zu, mit denen die höheren Schulen nach englischem Brauch so reichlich ausgestattet sind. Ganz besonders reich dotiert ist das von den indischen Fürsten errichtete Aitchison College.

Die Presse ist vertreten durch sieben Zeitungen in englischer Sprache, von denen indes nur eine, die Civil and Military Gazette zu Lahore täglich erscheint, von den übrigen erscheint eine dreimal, eine zweimal, die anderen nur einmal wöchentlich. Ist schon die Abonnentenzahl der meisten dieser Blätter eine kleine, so haben die 70 in den einheimischen Sprachen, meist Urdu, aber auch Pandschabi, Persisch, Hindi veröffentlichten Blätter einen noch viel geringeren Leserkreis, oft nur wenige Hunderte, das am meisten gelesene Blatt Ahkbar-i-'Am in Lahore freilich 1700, andere aber auch nur 150 und 100.

Seit 1865 hat sich eine ganze Reihe wissenschaftlicher Gesellschaften gebildet, welche meist eine besondere religiöse oder nationale Richtung verfolgen. Unter den 29 gegenwärtig bestehenden Gesellschaften ist das von Dr. G. W. Leitner 1865 begründete Anjuman-i-Punjab die älteste und zugleich die bedeutendste; sie zählt über 300 Mitglieder jeder Rasse und jedes Glaubens im Pandschab und hat sich um die Errichtung von Schulen, auch der Panjab Universität, und anderer gemeinnütziger Anstalten wiederholt verdient gemacht. Mehrere der übrigen Gesellschaften lassen Wochenschriften erscheinen, welche ihre Ziele vertreten.

Die Zahl der Druckerpressen in der Provinz ist 104, davon befinden sich 32 in Lahore, 42 in Delhi, 8 in Amritsar, 6 in Ambala, je 4 in Ludhiana und in Simla, die übrigen vereinzelt in verschiedenen Teilen des Pandschab.

Die aus diesen Pressen hervorgegangene Literatur ist bereits eine ziemlich reichhaltige; sie umfaßt vornehmlich religiöse Schriften, dann Sprachen, Geschichte, Rechtswissenschaft, Arzneikunde, Dichtung, Philosophie, Reisen, mathematische und Naturwissenschaften u. a.

Das Militär.

Sechsenddreißig Städte, Kantonnements und militärische Stationen des Pandschab sind von der Bengal Armee in einer Stärke von 33 867 Mann (15 554 Europäer und 18 313 Indier) mit 96 Geschützen besetzt, während die Pandschab Grenz-Armee 12 415 Mann (9024 Infanterie, 2617 Kavallerie, 772 Artillerie) mit 16 Geschützen zählt. Die letztere ist stationiert in Abbot-abad, Mardán, Kohát, Edwards-abad, Dera Ismail Khan, Dera Ghazi Khan und Radschanpur, außerdem auf 46 Außenposten, von den 22 von regulärer Kavallerie und Infanterie, der Rest aber von Milizen besetzt ist, welche man aus der Umgegend aufgehoben hat.

Das Freiwilligenkorps des Pandschab besteht aus drei Abteilungen, einer mit dem Hauptquartier in Lahore, einer zweiten mit dem Hauptquartier in Simla und einer dritten, dem Eisenbahnkorps, mit dem Hauptquartier in Lahore. Die Gesamtstärke dieser drei Korps betrug am 31. März 1889: 1839 Mann mit 87 Offizieren und 19 Unteroffizieren als Instruktoren.

Im Jahre 1888 erboten sich die Herrscher von Patiala, Bahawalpur, Dschind, Nabha, Kapurthala, Faridkot und Maler Kotla für die Verteidigung des Landes zusammen 4700 Mann (3400 Infanterie, 1300 Kavallerie) zu stellen. Dies Anerbieten wurde von der indischen Regierung dankbar angenommen und drei englische Offiziere wurden zur Organisation und Inspektion dieser Truppen kommandiert.

Geschichtliche Rückblicke.

Wie die ganze indische Halbinsel von den Südabhängen des Himalaya bis zur Spitze des Dreiecks war auch das Pandschab in früherer Zeit von einer nicht-arischen Rasse bewohnt. Die alleinigen Erinnerungen an ihre Existenz finden wir in rohen Steinkreisen und in den aufgerichteten Steinplatten und Grabhügeln, unter denen sie, gleich den Urbewohnern Europas, ihre Toten begruben. Wir lernen aus diesen Reliquien, daß in ferner, unbestimmbarer Zeit diese Volksstämme es verstanden, runde Töpfe von nicht ungefälliger Form aus harter dünner Thonware zu verfertigen, daß sie mit eisernen Waffen kämpften und daß sie mit goldenen und kupfernen Zierraten sich schmückten. In den Gräbern aufgefundene Münzen aus der römischen Kaiserzeit sprechen für ihre Verbindung mit der westlichen Welt.

Noch vor der Ankunft dieser Stämme auf indischem Boden war das ganze Gebiet bis in das Innere der Centralprovinzen hinein bevölkert von Stämmen, welche unbekannt mit Metallen, noch in der Steinzeit lebten, welche zum Kampf wie zur Jagd auszogen mit geglätteten Steinbeilen und anderen gleichfalls aus Stein und mit nicht wenig Geschick gefertigten Werkzeugen, ganz ähnlichen wie die, welche wir als Reliquien eines auf gleich niedriger Kulturstufe stehenden Volkes noch heut bei uns vorfinden.

Aber auch diese frühen Bewohner Indiens erscheinen nur als die Nachfolger einer noch roheren Rasse, welche ihre Agatmesser und Feuersteinwaffen im Thal der Narbadda gelassen haben.

Die Eroberer, welche diese Stämme theils verdrängten, theils unterjochten, gehören zwei ethnisch verschiedenen Völkergruppen an. Während die nicht-arischen Tübetobarmanen und Kolh von Osten her in Indien eindringen, scheinen die Dravida ihren Weg durch die nordwestlichen Pässe genommen zu haben. Von den heut in Indien noch vorhandenen zehn Stämmen der Dravida finden wir im äußersten Westen, in den gebirgigen Thälern von Kelat in Belutschistan noch die Brahui, Nachkommen der schlichthaarigen Äthiopier, welche Gedrosien und Karamanien bewohnten und mit den Indern im Heer des Xerxes den großen Heereszug gegen Griechenland mitmachten. „Gerade dieser Stamm im Nordwesten Indiens beweist uns“, wie Friedrich Müller bemerkt, „dafs die Dravida-Rasse vor der Einwanderung der Aryas ganz Indien inne hatte und von diesen nach und nach in den Süden der Halbinsel und die gebirgigen Theile des Inneren zurückgedrängt wurde.“

Die Einwanderung der Arier in das Industhal vollzog sich nach Bunsen um das Jahr 4000 vor Beginn unserer Zeitrechnung. Ihre ursprüngliche, geschichtlich nachweisbare Heimat war Centralasien. Hier weideten sie ihre großen Herden als Halbnomaden, dann und wann anhaltend, um eine dürftige Kornernte einzuheimsen. Sie zähmten ihre Haustiere, verstanden sich auf die Verarbeitung des Eisens und des Silbers, kannten die Künste des Nähens und Webens zur Anfertigung von Kleidern und kochten ihre Mahlzeiten. Noch nach Jahrhunderten lebte die Erinnerung an die rauhere Heimat im heißen Indien fort, und wenn vedische Sänger um langes Leben beteten, so wünschten sie eine Folge von „hundert Wintern“.

Von diesem gemeinsamen centralasiatischen Lagerplatz brachen einige Stämme nach Westen, andere nach Osten auf. Einer der westwärts ziehenden Zweige gründete das Perserreich, ein zweiter erbaute Athen und Lakedämon und wuchs zur hellenischen Nation heran, ein dritter ging nach Italien und gründete die Stadt auf den sieben Hügeln,

den Keim des römischen Weltreichs. Eine andere Kolonie derselben Rasse beutete die Silbererze des prähistorischen Spaniens aus und arische Ansiedler waren es, welche an der Küste Britanniens in Kähnen aus Flechtwerk in primitivster Weise den Fischfang betrieben oder in den Zinngruben von Cornwall thätig waren.

Von dem ostwärts ziehenden Zweig der arischen Rasse fanden starke Scharen ihren Weg durch schwer zu passierende Gebirgspässe in das Industhal. Hier gründeten sie nach einander vierzehn Königreiche, als das letzte und südlichste das Land der fünf Flüsse, das Pandschab. So berichtet uns der Eingang des Vendidad, des Gesetzbuches der Feueranbeter in Iran.

Die östlichen Ebenen, das Land der göttlichen Weisen, Brahmashchidesa, sind die Wiege der Hindureligion. In der Umgebung von Thanesar, im Distrikt Ambala, dem Kurukschetra, spielt sich der ganze Mythenkreis der Mahabhárata ab. Die Stadt Indrapaschta wurde da, wo jetzt Delhi liegt, gegründet durch die fünf Pandawas, Söhne des Königs Panda, von dessen Residenz Hastinapura, der „Elfenbeinstadt“, an einem verlassenen Arm des Ganges nordöstlich von Delhi noch heut die Trümmer gezeigt werden. Die Kämpfe zwischen den Pandawas und ihren hundert Halbbrüdern, den Kaurawas, bildet den Hauptinhalt des großen arischen Epos. Die Pandawas waren die Kulturbringer des südlichen Pandschab; sie lichteten die finsternen Wälder und vertrieben die dunkelfarbigen Bewohner des Landes, die Naga. Die Salzberge und andere Theile des nordwestlichen Indiens sind reich an Sagen aus jener mythischen Periode. Auf die darauf folgenden Jahrhunderte wirft die Zeitrechnung der Paranas nur ein unsicheres Licht. Festen geschichtlichen Boden betreten wir erst mit dem Erscheinen des großen Makedoniers in Indien im Jahre 327 vor Christus.

Alexander der Große marschierte über Baktrien und drang durch den Hindu-Radsch-Pafs in das Thal des Indus, den er oberhalb des heutigen Attock bei Taxila überschritt. General Cunningham hat nachgewiesen, daß diese Stadt das heutige Ruinenfeld von Schah Dheri im Distrikt Rawalpindi einnahm. Alexander fand das Land zerteilt in eine große Zahl kleiner Reiche, oft mit vollkommen republikanischer Verfassung. Bei einer Gelegenheit stellten sich 300 Abgeordnete eines Stammes bei ihm ein, um mit ihm zu unterhandeln. Eifersüchtig auf einander, waren die kleinen Herrscher oft genug eher geneigt, sich ihm gegen die Nachbarn anzuschließen, als ihm entgegenzutreten.

Einer dieser Könige, Porus, versuchte Alexander's Marsch aufzuhalten. Er versammelte sein Heer, bestehend aus 30 000 Fußsoldaten, 4000 Reitern, 300 Streitwagen und 200 Elefanten an einer Biegung des Hydaspes, des heutigen Dschelam, bei Mang in Gudscherat, etwas

westlich von dem später als Schlachtfeld berühmt gewordenen Tschilianwala. Alexander überschritt in einer stürmischen Nacht den Strom mit seinen 50 000 Kriegern, worunter sich 5000 indische Hülfsstruppen des Königs Mophis von Taxila befanden, die eiligst herbeigeeilten Streitwagen des Porus blieben im Schlamm der Flusssufer stecken, die Elefanten waren nicht zum Vorwärtsgehen gegen den Feind zu bringen und brachten fliehend Tod und Verderben in die Reihen der Indier, der Sohn des Porus fiel schon im Anfang des Gefechts, Porus selber floh verwundet und dankte nur der Großmut des Siegers sein Leben und sein Reich, das ihm unverkürzt gelassen wurde. Er war fortan der Makedonier treuester Freund.

Alexander verweilte an den Ufern des Hydaspes länger als einen Monat und gründete während dieser Zeit auf dem Schauplatz seines Sieges und zu dessen Gedächtnis zwei Städte, Bukephala, so benannt nach seinem in der Schlacht gefallenen Streitroß, am linken Ufer, nahe bei dem heutigen Dschalalpur, und Nikäa, das gegenwärtige Mong, auf der rechten Seite des Stroms. Dann marschierte er in südöstlicher Richtung durch das Reich des jüngeren Porus bis zum heutigen Amritsar, wandte sich hier aber wieder scharf nach Westen zurück, um die Kothäi bei Sangala niederzuwerfen, und erreichte darauf den Hyphasis, den heutigen Beas. Hier, nicht weit von dem späteren Schlachtfeld von Sobraon, gönnte er seinen Soldaten eine Ruhepause.

Er hatte geplant, zum Ganges vorzudringen, allein sein unter der Hitze der indischen Sonne und den wütenden Stürmen des Südwestmonsuns leidendes Heer weigerte sich, ihm weiter zu folgen, und so sah er sich schweren Herzens gezwungen, umzukehren, noch ehe er nur die Grenzprovinz Indiens durchzogen hatte. Schon erhoben sich auch in seinem Rücken die kaum unterworfenen Völker, eine Niederlage hätte für ihn hier verhängnisvoll werden können.

So kehrte er nach dem Hydaspes zurück und schiffte hier 8000 seiner Truppen in schnell gezimmerten Booten ein, während der Rest in zwei getrennten Korps flussabwärts marschierte. Aber die Bewohner waren feindlich und die Griechen behaupteten nur den Platz, auf welchem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ernstlichen Widerstand begegnete er aber nur bei den Malti, welche den heutigen Distrikt Multan bewohnten. Alexander schloß ihre Stadt ein, wurde aber bei der Belagerung schwer verwundet und seine erbitterten Truppen verschonten auch nicht eines lebenden Wesens, nachdem der Platz in ihre Hände gefallen war.

Etwas weiter abwärts nahe dem {Zusammenfluß der fünf Ströme des Pandschab wurde eine lange Rast gehalten und hier eine dritte Stadt gegründet, Alexandria, das heutige Uchh, das mit einer griechischen

Garnison belegt, dem makedonischen Einfluss eine längere Dauer sicherte.

In größeren, hier erbauten Schiffen den Indus hinabfahrend, entsandte er von der Mündung den Nearchos zur Erforschung des Persischen Meerbusens, während er den beschwerlichen Landweg durch das südliche Beludschistan und Persien nach Susa wählte.

Während seines zweijährigen Feldzuges im Pandschab und in Sind eroberte Alexander keine neue Provinz, aber er schloß Bündnisse, gründete Städte und liefs griechische Garnisonen auf seinem Pfade zurück. Und die ihm ergebenen Fürsten waren belohnt worden durch Verleihung großer Territorien, welche er den ihm feindlich entgetretenen Stämmen abgenommen hatte. Jeder kleine Hof hatte seine griechische Partei, die ihre Stütze bei den militärischen Posten fand, welche der makedonische Herrscher an verschiedenen Plätzen zwischen der afghanischen Grenze und dem Beas, dem Fuß des Himalaya und dem Sindh-Delta als dauernde Zeichen seiner Anwesenheit in Indien zurückgelassen hatte. Zu Taxila, heut Deri Schahan, und Nikäa (Mong) im nördlichen Pandschab, zu Alexandria (Uchh) im südlichen Teil der Provinz, zu Patala, dem jetzigen Haidarabad, und an anderen Punkten, die sein Marsch berührte, wurden militärische Stationen der Griechen oder ihrer Verbündeten angelegt. Ein Teil seiner Truppen verblieb in Baktrien. Als nach Alexander's Tode das große makedonische Reich geteilt wurde, kamen Baktrien und Indien an Seleukos Nikator, den Begründer der syrischen Monarchie.

Alexander hatte bei seinem Rückzug aus Indien eine Abteilung seiner Truppen unter Philippos zurückgelassen, während die Civilverwaltung des eroberten Landes in den Händen der einheimischen Könige Taxiles und Porus verblieb. Philippos wurde bald nachher von den meuterischen Söldlingen erschlagen und an seiner Stelle Eudemos mit dem einstweiligen Befehl betraut. Kaum aber war Alexander gestorben, so liefs Eudemos den Porus ermorden und machte sich nun zum alleinigen Herrn des Landes. Einige Jahre später (317 v. Chr.) zog er dem Eumenes mit 3000 Fußsoldaten, 5000 Reitern und 120 Elefanten zu Hülfe und griff in der Schlacht bei Gabiena entscheidend ein.

Aber während er auf fremdem Boden siegreich kämpfte, brach sein eigenes Reich zusammen. Seine lange Abwesenheit ermutigte die Indier, das verhasste Joch der Fremden abzuschütteln, die griechischen Hauptleute wurden umgebracht, die Söldner vertrieben. So erzählen uns Diodoros und Justin. Der letztere nennt Tschandragupta den Führer dieser nationalen Erhebung und sagt, daß derselbe mit Hülfe von Räubern (*latrones*) obgesiegt habe und darauf von seinen Anhän-

gern zum König erhoben worden sei. Aber wie Oberst Cunningham nachweist, waren diese „latrones“ die unabhängigen, unter republikanischen Regierungsformen lebenden Araschtra (die „Königlosen“), welche damals das östliche Pandschab bewohnten, einst aber über das ganze Land sich ausbreiteten und Taxila zur Hauptstadt hatten. Sie waren ein freiheitsliebendes, kriegerisches Volk, das nun, nachdem das Land vom makedonischen Joch befreit war, auch in das Gangesthal seine Herrschaft trug, sodafs 316 v. Chr. Tschandragupta vom Indus bis zur Gangesmündung gebot. Seine in die Felsen gegrabenen Gesetze finden sich nordwärts bis zum Yusafzin-Thal in Peschawar.

Als Seleukos nach Eroberung von Babylon sich anschickte, seine Herrschaft in Baktrien und im Pandschab herzustellen, fand er das Pandschab im sicheren Besitz Tschandragupta's. Nach kurzem Kampf beschlofs er, den mächtigen Mann durch Nachgiebigkeit zum Freunde zu machen und gegen ein Geschenk von 500 Elefanten auf die griechischen Niederlassungen im Pandschab und in Kabul zu verzichten. Er gab ihm eine seiner Töchter zur Gemahlin und entsandte den Megasthenes als Gesandten an den Hof seines neuen Schwiegersohnes. Tschandragupta wurde fortan den Griechen bekannt als Sandrokottos und seine Hauptstadt Pataliputra oder Patna erfuhr die griechische Umänderung in Palimbothra. Andererseits erscheinen die Griechen und die Könige griechischer Dynastien in den Felsinschriften unter indischen Formen; so begegnen wir wiederholt den Yona oder Yawana, der indischen Form für Ionier.

Der griechische Einflufs hinterliefs seine Spuren auf allen Gebieten des indischen Lebens. Er wirkte völlig umgestaltend auf die Sternkunde der Brahmanen und er beeinflufste in noch heut überall deutlich erkennbarer Weise Architektur und Bildhauerkunst. Im Pandschab, wo die Griechen ihre gröfsten und dauerndsten Niederlassungen hatten, zeigt sich die Wirkung dieses Einflusses am reinsten und stärksten. In der Lahore-Sammlung befand sich nach Hunter die Statue eines alten blinden Mannes, dessen auf einen Stab gestützte Gestalt in ihrer ganzen Auffassung so durchaus griechisch erschien, dafs sie die Erinnerung an den von Teiresias zu solchem Schicksal verfluchten Ödipos auf das Lebhafteste hervorrief.

Unter Tschandragupta's Herrschaft war die buddhistische Religion im ganzen Pandschab die herrschende und als solche fand sie auch noch Hiuen Tsiang auf seiner Pilgerfahrt im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wann die Hindureligion wiederum ihren Einzug hielt, darüber fehlen alle Angaben; jedenfalls war die Dauer ihrer unbestrittenen Herrschaft eine kurze, bald mufste auch sie dem Islam weichen. Die in Ruinen zerfallenen Tempel und Mönchsklöster der

Buddhisten hatten das Material herzugeben, aus welchem man erst brahmanische Pagoden, dann muhammedanische Moscheen aufrichtete.

Doch scheinen noch bis nach Beginn der christlichen Aera griechische Fürsten neben den mächtigen einheimischen in Sagala oder, wie es von den Griechen umgetauft wurde, Euthymedia geherrscht zu haben. Zahlreiche Münzen, welche man innerhalb der vermuteten Grenzen dieses Königreichs fand, tragen auf der einen Seite griechische, auf der andern sassanische Inschriften, ein Beweis des hier schon mächtigen parthischen Elements. Vermutlich verschmolzen im Lauf der Jahre Griechen und Parther mit der Hindu-Bevölkerung.

Im Beginne unserer Zeitrechnung scheinen skythische Horden, welche aus ihren Standsitzen in der Tatarei durch eine mächtige Völkerbewegung verdrängt worden waren, durch die Länder am Oxus und Jaxartes bis nach Afghanistan und endlich auch zum Indus vorgedrungen zu sein, bis sie schliesslich das ganze Land der fünf Flüsse in ihre Gewalt brachten. Zwar wurden die skythischen Fürsten noch einmal durch den grossen Hindu Wikramaditya aus dem Pandschab vertrieben, aber neue Horden erschienen nach seinem Tode und errichteten 20 v. Chr. ein neues Reich unter der Dynastie der Kadphises. Ihre Herrschaft dauerte ununterbrochen während des ganzen ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, bis eine neue skythische Horde unter den Kanerki-Königen sich an ihre Stelle setzte.

Während der Herrschaft dieser Skythen mufs indes nach Philostratos, welcher Apollonios Tyaneus als Zeugen anführt, ein gräcoparthischer König mit Namen Phraotes über das Pandschab geherrscht haben, eine Angabe, welche durch die Inschriften aufgefundener Münzen beglaubigt wird.

Die Herrschaft der Kanerki-Könige hat sicherlich mehrere Jahrhunderte hindurch im Pandschab bestanden; denn in den Grabhügeln, welche man hier und da öffnete, fanden sich Münzen der Kanerki neben denen der Kadphises, vermischt mit Münzen sassanischer Herrscher aus dem dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Auch ist es wohl beglaubigt, nicht nur durch eine Inschrift, welche der englische Oberst Tod in einem Tempel bei Kota in Radschputana fand, und die aus dem Jahre 409 n. Chr. stammt, sondern auch durch das Zeugnis des chinesischen Reisenden Fa Hian, welcher im Beginne des fünften Jahrhunderts das Fünfstromland durchreiste, dafs skythische Eroberer noch bis zu dieser Zeit in das Pandschab eindrangen und weiter in das Innere hinein vorrückten. In den Jahrbüchern der Radschputen finden sich wiederholt Bemerkungen über diese Eroberungszüge, welche sich bis nach Dschelam hinein ausdehnten.

Im siebenten Jahrhundert beginnen die Eroberungszüge der Mu-

hammedaner vom Westen her. Nach Firischta drangen im Jahre 682 von Kerman, wo schon damals der Islam herrschend war, Kriegsscharen in das Pandschab und zwangen die Herrscher von Lahore zur Abtretung von Land. Doch erst 975 überschritt Sabuktigin, der Gouverneur von Khorasan und Vater des großen Mahmud, den Indus und legte den Grund zu dauernder Herrschaft des Islam im Pandschab. Zwar wufste Dschaipal, Radschah von Lahore, eine Zeitlang den Eindringlingen mit Erfolg zu widerstehen; als er aber sich soweit vergaß, den Gesandten Sabuktigin's, der jetzt über Ghazni herrschte, ins Gefängnis zu werfen, welcher ein seinem Herrn versprochenes Lösegeld einzuholen kam, stürmte der Ghazniwider „gleich einem schäumenden Bergstrom“ auf Hindustan zu, schlug den treulosen Radschah aufs Haupt und zwang ihn, in seine Hauptstadt sich zu flüchten, wo der besiegte Fürst voll Verzweiflung den Feuertod suchte. So berichtet der schon citierte muhammedanische Geschichtschreiber.

Indessen vermochten die Muhammedaner dennoch nicht, ihre Machtsphäre in Indien zu erweitern, solange der Nachfolger des unglücklichen Radschah, der tapfere Anangpal, an der Spitze der von ihm ins Leben gerufenen Konföderation der indischen Fürsten stand. Als aber nach seinem Tode ein zweiter Dschaipal zur Herrschaft kam, brach 1022 plötzlich Mahmud von Ghazni mit einem schnell gesammelten Heer von Kaschmir aus in Indien ein, besetzte Lahore ohne Widerstand und zwang den indischen Fürsten, eine Zuflucht in Adschmir zu suchen. Zwar strebten die Hindu 1045 unter Modud ihre alte Hauptstadt wiederzugewinnen, mußten aber nach sechsmonatlicher Belagerung den Versuch aufgeben und so „erlosch dann“, schreibt Al Biruni, „das Herrscherhaus Indiens und es blieb kein Nachkomme, das Feuer auf dem Heerd anzuzünden.“

Fortan wurde das Pandschab durch einen Vicekönig der Ghasnawiden, der seinen Sitz in Lahore hatte, regiert; nachdem aber Masaud III. den größten Teil seiner Besitzungen in Iran und Turan an die seldschukischen Herrscher verloren hatte, beschloß er im Anfang des 12. Jahrhunderts den Sitz seiner Regierung an die Ufer des Ravi zu verlegen. Doch schon der Begründer der zweiten muhammedanischen Dynastie, Muhammed Ghori, wählte Delhi zur Residenz, das diese Ehre fortan abwechselnd mit Agra teilte.

Lahore aber blieb unter Statthaltern des Herrschers der Hauptsitz des tatarischen Elements, das durch die Einfälle der Horden Tschingis Khan's (1245) und Timur's (1398) wiederholt gestärkt wurde, im Gegensatz zur herrschenden afghanischen Partei, welche durch die zwischen der Suleimankette und dem Indus sich niederlassenden Beludschener einen weiteren Zuwachs erhielt.

Bald aber mußten auch die Afghanen weichen. Von dem Gouverneur von Lahore, Dault Khan Lodi, gerufen, drang Baber von Kabul in Indien ein und eroberte in schnellem Siegeslauf das ganze Pandschab bis Sirhind. Zwei Jahre später stürmte er noch einmal von seiner Hauptstadt über Hindustan, schlug das afghanische Heer bei Panipat bis zur Vernichtung, zog als Sieger in Delhi ein und gründete das Reich, das wir in Europa als das des Großmoguls kennen lernten. Das Pandschab aber war während der Regierung dieser prachtliebenden Fürsten die Hauptstütze ihrer Anhänger gegenüber den Anhängern des Pathan-Hauses von Sher Schah, das niemals ganz an der Herstellung seiner alten Suprematie verzweifelte.

Aber gerade in der höchsten Blütezeit des mongolischen Hauses erstand langsam und fast unbemerkt im Pandschab eine Macht, welche das bestehende mächtige Herrschergeschlecht von seiner Stelle zu verdrängen und auf den Trümmern des Mogulregiments im Thal der Fünf Flüsse eine unabhängige Monarchie zu gründen bestimmt war.

Diese Macht waren die Seikh, ursprünglich eine rein religiöse Sekte welche gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von Baba Nanak gegründet, sich bald ausbreitete und, nachdem Akbar ihnen einen ansehnlichen Strich Landes bewilligt hatte, Amritsar als ihre Hauptstadt gründeten. Ein ruhiges Volk, wurden sie durch die grausame Ermordung ihres geistlichen Hauptes Ardschun Mall, welcher in Streit mit dem Gouverneur von Lahore geraten und von diesem gefangen genommen worden war, auf einmal zu fanatischen Kriegeren. Von dem Sohn ihres hingemordeten Oberpriesters aufgereizt, griffen sie zu den Waffen, mußten aber vor den überlegenen Zahlen ihrer Gegner sich in die Gebirge nördlich von Lahore zurückziehen, von wo aus sie einen beständigen, erbitterten kleinen Krieg gegen ihre muhammedanischen Unterdrücker führten.

Von Guru Gowind, welcher 1675 als ihr Haupt auftrat, militärisch organisiert, nahmen sie den Kampf gegen ihre muhammedanischen Unterdrücker mit erneuter Kraft auf, mußten indes der Übermacht weichen, ihre Truppen wurden vernichtet, ihre festen Plätze genommen, Guru Gowind mußte seine Mutter und Kinder hingemordet, seine Anhänger zerstreut, verstümmelt, getötet sehen, er selbst fiel 1708 unter dem Dolch eines Meuchelmörders.

Doch blieb der Geist der Seikh ungebrochen; die an ihnen und ihren Angehörigen verübten Greuel schreckten sie nicht, reizten sie vielmehr zum Entschluß furchtbarer Rache. Der rechte Führer fand sich in einem der Schüler Guru Gowind's, dem in ascetischer Lebensweise erzogenen Banda, der mit rücksichtslosester Unerschrockenheit die raffinierteste Grausamkeit verband. Unter seiner Leitung brachen

die Seikh aus ihren Schlupfwinkeln in den Bergen hervor, sich über das ganze östliche Pandschab stürzend und in ihrem Vernichtungszuge nicht nur die Muhammedaner, auch die Angehörigen aller anderen Konfessionen, jedes Geschlechts und jedes Alters hinmordend. Die Bevölkerung ganzer Städte wurde vernichtet, selbst die Toten rifs man aus ihren Gräbern, um wilden Tieren und Raubvögeln zum Frafs zu dienen.

Am ärgsten hausten die Seikh in Sirhind, welches sie besetzten, nachdem sie den Statthalter in offener Schlacht besiegt hatten, und dieselben Greuel bezeichneten ihren Marsch durch das Land ostwärts von Satledsch und Dschamna, in welches sie bis Saharanpur vordrangen. Hier zurückgewiesen, zogen sie sich in die Gegenden am oberen Satledsch zurück, zwischen Ludhiana und dem Gebirge, um aber bald darauf einen neuen Raubzug zu unternehmen, der sie bis nach Lahore auf der einen, bis nach Delhi auf der anderen Seite führte.

Nun aber erschien der Grofsmogul Bahadur Schah selber im Feld; die Seikh wurden in ihrer Bergfestung Daber eingeschlossen, nur Banda und einige seiner ersten Krieger vermochten sich in verzweifeltem Kampfe durchzuschlagen, alle anderen wurden niedergemacht oder als Sklaven fortgeführt. Es wäre mit den Seikh zu Ende gewesen, hätte nicht Bahadur's Tod 1712 sie von ihrem schlimmsten Feinde befreit. Die Wirren, welche nun folgten, gaben ihnen Zeit, sich wieder zu sammeln, und wiederum brachen sie aus ihren Bergen hervor, um die Landschaften der Ebene in gleicher Weise, wie zuvor, zu verwüsten. Aber von dem Statthalter von Kaschmir, Abdul Semu Khan, wiederholt geschlagen, ihrer Führer, darunter Banda, beraubt, welche in Delhi auf barbarische Weise hingerichtet wurden, und Jahre lang hartnäckig verfolgt, sanken die Seikh zu völliger Unbedeutendheit, sodafs die Geschichte für viele Jahre nicht mehr von ihnen spricht.

Erst nach Nadir Schah's Raubzug, wobei das Heer des Grofsmoguls 1739 bei Karnal besiegt und Delhi geplündert wurde, erhoben sich die Seikh wiederum und, obwohl geschlagen und in Scharen niedergemacht, erstarkte die Sekte doch gerade durch die anhebende Verfolgung; obschon 1762 von Ahmed Schah Durani noch einmal in die Flucht geschlagen und ihrer heiligen Stadt Amritsar, die er gänzlich zerstörte, beraubt, blieben sie doch ungebrochen und ruhten nicht, bis nach langen verzweifelten Kämpfen ihre Unabhängigkeit errungen war.

Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begann mit den Hungersnöten von 1753 und 1759; doch waren dieselben nichts gegen die spätere von 1783, noch heut von den Bewohnern des Pandschab als „die grofse Hungersnot“ bezeichnet. Sie erstreckte sich selbst

auf den Himalayadistrikt Hazara, an dem bislang alle Dürren, welche die Provinz betroffen hatten, spurlos vorübergegangen waren. Wie gewöhnlich folgten auf die Hungersnot verheerende Epidemien; denen ein großer Teil der dem Hungertod entronnenen Bevölkerung zum Opfer fiel.

Inzwischen hatte der Kampf um den Besitz des Pandschab fast ohne Unterbrechung fortgedauert. Die Großmogul hatten die Provinz zwar an Ahmed Schah abgetreten; allein die Herrschaft der Durani Fürsten erstreckte sich nie dauernd über den östlichen Teil der Provinz, wo die Seikh sich festgesetzt hatten, während die Mahratten im Osten gleichfalls die Suprematie an sich zu reißen suchten. Dazu kamen die plündernden Scharen von Radschputen, Gutschar, Dschat, Beludschan, Pathan, selbst Franzosen und Engländer beteiligten sich an diesen Raubzügen und sahen in der bevorstehenden Zertrümmerung des Reichs der Großmogul eine günstige Gelegenheit, zu Macht und Reichtum zu gelangen.

„Achtmal innerhalb zweimal so viel Jahren drang Ahmed Schah mit seinen Heerscharen in das Pandschab ein, achtmal hatte er seinen Weg durch die seinen Pfad verlegenden Seikh zu bahnen, achtmal war sein Abzug das Zeichen zu erneutem bitteren Kampf zwischen Seikh und Mahratten, bis auch er den fruchtlosen Kampf in Verzweiflung aufgab und es den Seikh Misl überließ, ihre Herrschaft in hartem Ringen von der Dschamna bis zum Indus und von Kangra und Dschammu bis Hansi und Multan auszudehnen.“ Die Verwüstung, welche Ahmed Schah's Heer über das Pandschab brachte, drückt sich in einem noch heute bei den wilden Stämmen des Distrikts Montgomery zu hörenden Sprichwort aus: „Was man isst und trinkt, darf man sein eigen nennen, das Übrige gehört Ahmed Schah.“

Die Religion der Seikh hatte inzwischen eine völlige Umgestaltung erfahren. An die Stelle der friedlichen Theokratie des ersten Begründers war eine lose militärische Organisation getreten, in welcher die verschiedenen Misl oder Bünde sich zusammenfanden und deren gemeinsamen Vereinigungspunkt Amritsar bildete. Gelegentlich auftretende bedeutende Männer wußten indes das Band fester zu ziehen und so die gesamte Macht der Seikh gegen die verhassten Nachbarn zu lenken. Ein solcher war Randschit Singh, der nach der afghanischen Revolution 1809 in die Öffentlichkeit hervortrat. Randschit Singh hatte 1799 von Saman Schah, dem Durrani-Herrscher von Kabul, die Verleihung eines kleinen Gebiets erhalten, das er allmählich vergrößerte, bis seine Herrschaft sich über den größeren Teil des Pandschab erstreckte; 1808 griff er sogar die kleinen Seikh-Staaten auf dem östlichen oder linken Ufer des Satledsch an.

Die englisch-ostindische Gesellschaft war um diese Zeit bereits im Besitz eines Teils des jetzigen Pandschab, der damals den Titel „Ceded and Conquered Provinces“ führte, weil er nach dem siegreichen Feldzug Lord Lake's gegen die französischen Generale Perron und Bourquien des Sindhia an die Engländer abgetreten worden war. Sindhia mußte in dem 1803 abgeschlossenen Frieden seine sämtlichen Besitzungen im Doab mitsamt deren Dependenz am westlichen Ufer der Dschamna den Briten überlassen.

Die bedrohten kleinen Seikh-Staaten wandten sich an die Engländer um Schutz, und diese, immer begierig, sich in die Angelegenheiten der indischen Fürsten zu mischen, sagten diesen Schutz bereitwilligst zu. Randschit Singh, durchaus nicht geneigt, mit den Briten in Konflikt zu geraten, versprach, sich vom linken Ufer des Satledsch fern zu halten unter der Bedingung, daß seine Souveränität über alle von ihm nördlich vom Satledsch gemachten Eroberungen anerkannt werde. Und er hat diese Abmachung bis an sein Lebensende gewissenhaft gehalten.

Dafür hielt er sich auf anderen Gebieten schadlos. Er erstürmte 1818 Multan und dehnte seine Herrschaft bis zur äußersten Südgrenze des Pandschab aus. Dann überschritt er den Indus und eroberte Peschawar, bald darauf bemächtigte er sich auch des Deradschat und Kaschmirs. So stand denn fast die ganze heutige Provinz Pandschab unter seinem Scepter, nur der äußerste östlichste Teil gehörte den Briten, und er herrschte auch über Kaschmir. Damit hatte das Reich der Seikh den höchsten Gipfel seiner Macht erklommen, von dem es indes schnell gestürzt werden sollte, als Randschit Singh im J. 1839 die Augen für immer schloß.

Denn kaum hatte sein Sohn und Nachfolger Kharak Singh den Thron von Lahore bestiegen, so starb er auch, wie man argwöhnte, durch Gift, und es folgte nun eine Zeit wildester Anarchie, während deren räuberische Seikhbanden auch in britisches Gebiet ihre Streifzüge machten. Auf die Reklamationen der britischen Regierung antworteten die Seikh mit einer Kriegserklärung, ein 50 000 Mann starkes Heer überschritt im December 1845 den Satledsch und betrat damit britischen Boden.

Das Kontingent der englischen Armee hatte bei Mudki eine feste Stellung eingenommen. Die Seikh griffen sofort an, wurden indes mit großem Verlust zurückgeschlagen; nichtsdestoweniger machten sie schon drei Tage später einen neuen Angriff bei Firozschah, ohne aber nach tapferem Kampf auf beiden Seiten irgend welchen Vorteil zu erringen, ein drittes Treffen am 22. Januar 1846 verlief sogar zum entschiedenen Nachteil der Seikh, die nun bei Sobráon ein verschanztes Lager be-

zogen. Auch dies wurde am 10. Februar genommen, und so konnte die britische Armee, ohne Widerstand zu begegnen, Lahore besetzen und dort am 22. Februar den Seikh die Friedensbedingungen diktieren, welche ihrem Reich für immer ein Ende machten.

Danach sollten die Seikh an England die volle Souveränität über das Territorium zwischen Satledsch und Beas abtreten und eine Kriegsschädigung von 1 1/2 Millionen Pfd. Sterling zahlen. Aber der Darbar von Lahore konnte weder diese Summe aufbringen, noch auch eine genügende Sicherheit für eine Million geben. So mußten sieh die Seikh denn bequemen, auch das ganze Bergland zwischen Beas und Indus mit Einschluß von Kaschmir und Hazára herauszugeben; sie verpflichteten sich ferner zu einer Zahlung des Restes der Kriegsschädigung im Betrag von 1/2 Million Pfd. Sterling, zur Auflösung ihres Heeres, das nun auf einer sehr beschränkten, ohne die Bewilligung der britischen Regierung nicht zu überschreitenden Basis rekonstruiert werden sollte, standen den britischen Truppen das Recht freien Durchzugs zu jeder Zeit zu, erkannten den Maharadscha Guláb Singh von Dschammu als unabhängigen Fürsten an und verpflichteten sich, die Grenzen des Territoriums ohne die Zustimmung der britischen Regierung nicht zu ändern.

Auf den Wunsch der Regierung von Lahore blieb eine englische Besatzung in dieser Stadt, um die getroffenen Vereinbarungen durchzuführen, auch nahm hier ein britischer Resident seinen Sitz, während an die Spitze des einheimischen Darbars Lal Singh gesetzt wurde. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Seikh-Autoritäten insgeheim gegen die britische Herrschaft agitierten.

Kaschmir war an den genannten Maharadscha Guláb Singh gegen eine Zahlung von 750 000 Pfd. Sterl. übergeben worden unter der Bedingung, daß er die britische Oberhoheit anerkenne. Allein der Gouverneur von Kaschmir widersetzte sich der Übergabe seiner Provinz mit den Waffen in der Hand und berief sich auf die ihm von Lal Singh zugegangenen Befehle. Der Beweis für Lal Singh's Doppelspiel war bald erbracht, er wurde entsetzt und in die britischen Provinzen Indiens verbannt, und im December 1846 ein neuer Vertrag geschlossen, wonach während der Minorität des Maharadscha Dhulip Singh die Regierung durch einen britischen Beamten mit einem vom Generalgouverneur ernannten Rat geführt werden sollte.

Eine Zeitlang nahm das Werk der Reorganisation seinen ruhigen Fortgang, aber es fehlte unter der neuen Ordnung der Dinge nicht an mancherlei Gründen zur Unzufriedenheit. Die Dörfer waren erfüllt von entlassenen Soldaten, welche nur auf einen Führer warteten, welcher das Zeichen zum Aufstand gäbe. Daß die verhafsten Muhammedaner,

welche unter der Herrschaft der Seikh eine verfolgte Rasse waren, wieder ihr Haupt erheben durften, daß das früher als Verbrechen erachtete Schlachten von Kühen fortan erlaubt, endlich der Glaube, daß die Engländer ihrem Versprechen, das Land in gegebener Zeit zu räumen, nicht treu bleiben würden, alles dies und andere weniger schwer wiegende Gründe trugen dazu bei, die Stimmung der Massen zu einer solchen zu machen, daß es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um die schlummernden Funken zur lebendigen, verzehrenden Flamme anzufachen. Derselbe blieb nicht lange aus.

In Multan war der Diwan Mulradsch, Sohn des berühmten Diwan Sawan Mal, durch einen neuen Gouverneur ersetzt worden. Die britische Regierung sandte zwei Offiziere ab, um denselben zu unterstützen. Kaum aber waren diese eingetroffen, so wurden sie von Anhängern des Mulradsch ermordet und sofort erhob sich dieser mit seinem ganzen Anhang zu offener Empörung. Zwar wurde die Stadt sogleich von britischen Truppen eingeschlossen, doch mußte die Belagerung sehr bald aufgehoben werden, da auf die Nachricht, daß Sardar Tschattar Singh, Gouverneur von Hazára, ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben habe, Sardar Sher Singh, der mit dem britischen Heer vor Multan stand, zu den Rebellen überging und ihm andere Häuptlinge folgten. Zugleich wurde Emir Dost Muhammed von Kabul von den Aufständischen um Hülfe angerufen, eine Aufforderung, welche derselbe mit der Besetzung von Peschawar und der Absendung einer Abteilung afghanischer Reiter an Tschattar Singh beantwortete. Das Heer der Seikh unter Sher Singh zählte 30 000 Mann mit 60 Geschützen, am 13. Januar 1849 traf es mit der inzwischen in Eilmärschen vorgerückten Armee der Engländer bei Tschilianwala zusammen, doch blieb die Schlacht unentschieden. Sardar Tschattar Singh brachte den Aufständischen neue Truppen, während das englische Heer durch das nach den Fall Multans frei gewordene Korps verstärkt wurde. Beide Armeen begegneten sich zum zweiten Male bei Gudscherat und hier wurde am 22. Februar 1849 die Entscheidungsschlacht geschlagen, durch welche der Seikh-Herrschaft für immer ein Ende gemacht wurde. Die Seikh wurden mit einem Verlust von 55 Geschützen vollständig besiegt; Peschawar sah zum letzten Male eine afghanische Garnison innerhalb seiner Mauern, die Überbleibsel des aufständischen Heeres streckten am 14. März bei Rawalpindi die Waffen, fortan war das Pandschab eine Provinz Britisch-Indiens.

Doch waren die Engländer keine harten Sieger. Als die feierliche Einverleibung am 29. März 1849 in Lahore proklamiert wurde, suchte man sogleich für die nun zu entlassenden Soldaten der Seikh zu sorgen, um so die Gründe, welche zur früheren Rebellion geführt

hatten, möglichst zu entfernen. Sämtliche Soldaten und sonstigen Zugehörigen des Heeres der früheren Regierung wurden meist in Lahore versammelt, aller fällige Lohn ausbezahlt und die besten unter ihnen in die britische Armee herübergenommen. Die übrigen erhielten Entschädigungen oder Pensionen, auch die Alten und Invaliden wurden pensioniert.

Der Maharadscha Dhulip Singh aber verzichtete gegen eine Jahrespension von 50 000 Pfund Sterling für sich, seine Erben und Nachkommen auf alle Rechte zur Herrschaft, überliefs alles Eigentum des Staats der Ostindischen Kompagnie als Teilzahlung für die Schuld des Staats Lahore an die britische Regierung und für die Kriegskosten, der kostbare Diamant Kohi-nur, welchen der Maharadscha Randschir Singh dem Schah Schudscha-ul-Multl genommen hatte, wurde von dem Maharadscha von Lahore an die Königin von England abgetreten. Dhulip Singh wurde im Besitz aller seiner Ehrentitel gelassen, sollte aber seinen Wohnsitz nur im Einverständnis mit der britischen Regierung wählen. Er hat sich nach England begeben, wo er bedeutendes Grundeigentum erwarb, sich verheirathete und gegenwärtig ganz im Stil eines englischen Gentleman lebt.

Nach seiner Einverleibung wurde das Pandschab zuerst durch ein Direktorium verwaltet, 1853 aber zu einer Chief Commissionership erhoben und, wie die übrigen Provinzen, in Distrikte geteilt. Nach der großen Rebellion endlich wurde es einem Lieutenant-Governor unterstellt, mit dem Sitz in Lahore.

Es bleibt noch übrig, einen kurzen Blick zu werfen auf die Ereignisse, welche sich unter britischer Verwaltung zugetragen haben. Das wichtigste ist die große Sipoy-Rebellion im Jahre 1857, welche nicht von den Bewohnern des Pandschab ausging, auch bei ihnen keine Sympathien fand, vielmehr mit ihrer Hülfe erst unterdrückt werden konnte.

Beim Ausbruch der Rebellion standen im Pandschab 35 000 Hindustani, 13 000 irreguläre Pandschabi und 10 000 Europäer. Dazu kamen noch 9000 militärisch organisierte Polizeimannschaften. Die europäischen Regimenter standen zumeist in Peschawar oder in den Bergdistrikten nördlich von Ambala, sodafs die Rebellen leichtes Spiel hatten. Am 10. Mai 1857 plünderten die Sipoy in Mirat die Station, marschierten nach Delhi, wo sich ihre dort stationierten Kameraden ihnen anschlossen, und riefen den alten Mogulherrscher, Bahadur Schah, welcher in Delhi von einer ihm durch die britischen Regierung gewährten Pension lebte, zu ihrem Herrscher aus, während alle Europäer, deren man habhaft werden konnte, rücksichtslos ermordet wurden.

Die Nachricht von diesen Vorgängen traf die Autoritäten in La-

hore nicht ganz unvorbereitet und sofort wurden mit größter Energie die umfassendsten Mafsregeln getroffen, um durch Besetzung der Arsenale und Entwaffnung der verdächtigen Truppen der drohenden Gefahr die Spitze abzubrechen. Die in offener Empörung sich erhebenden Regimenter aber wurden mit Aufbietung aller Kraft niedergeschlagen, zerstreut, vernichtet.

Für die Engländer war es ein Glück, dafs die Bewegung im Pandschab wenig Sympathien fand und dafs die Pandschabi-Truppen in ihrer Waffentreue nicht erschüttert wurden. So konnte ihre Stärke denn unbedenklich erhöht werden, noch in den letzten Monaten des Jahres wurden nicht weniger als 18 Regimenter ausgehoben¹⁾ und die ganze Kraft der englischen Armee gegen Delhi dirigiert, dessen Fall allen in der Provinz sich geltend machenden Bewegungen zu Gunsten der Aufständischen mit einem Schlage ein Ende machte. Von allen Seiten kamen nun die Fürsten des Pandschab, um England ihre Hülfe anzubieten.

Einige freilich hatten dies schon von vornherein gethan. Der Radschah von Dschind war von allen der erste, welcher gegen die Aufständischen marschierte, sein Kontingent bildete sogar die Vorhut der gegen Delhi vorrückenden englischen Truppen. Auch die Radschahs von Patiala und Nabha entsandten Truppenabteilungen, in der That unterstützten alle einheimischen Fürsten, den Nawab von Bahawalpur allein ausgenommen, die Engländer in Unterdrückung des Aufstandes. Die Belohnungen dafür sind nicht ausgeblieben. Die Fürsten von Patiala, Dschind und Nabha erhielten einen ansehnlichen Zuwachs ihrer betreffenden Gebiete, während dem Radscha von Kapurtala ein großer Landbesitz in Audh verliehen wurde.

Die Rolle, welche das Pandschab während des Aufstandes spielte, erscheint auf den ersten Blick befremdend. Man hätte meinen sollen, dafs ein Land, welches mit so zäher Tapferkeit in früheren Jahren gegen die verschiedensten Feinde um seine Unabhängigkeit gekämpft hatte, um fremde Eroberer abzuwehren, die Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, das britische Joch abzuschütteln. Aber wir sehen, dafs das Volk, statt eine Neigung zu solchem Freiheitskampf zu zeigen, vielmehr bereitwilligst die neuen Herren gegen die anscheinend nationale Erhebung unterstützte. Denn die Bevölkerung des Pandschab, bei welcher die Erinnerung an die Überlegenheit der englischen Waffen noch unvergessen war, wurde durch den Widerstreit der Religionen in zwei feindliche Lager gespalten. Bei den Muhammedanern war es

¹⁾ Ein englisches Regiment ist bedeutend kleiner als ein deutsches, etwa um die Hälfte.

noch in frischer Erinnerung, in wie harter Bedrückung sie während der Herrschaft der Seikh gelebt hatten, erst durch die Engländer waren sie zu voller Gleichberechtigung gelangt und sie fürchteten, daß mit deren Vertreibung die alten schlimmen Zustände wieder eintreten würden. Die Seikh dagegen hatten ihre alten Kämpfe mit den Herren von Delhi noch nicht vergessen, beide aber, die Seikh wie die Muhammedaner, begegneten sich in ihren Haß der Hindustani. Endlich aber blühten unter der britischen Regierung Handel und Gewerbe, der Landmann war befriedigt durch eine reichliche Ernte, und wo sich Keime der Unzufriedenheit fanden, wurden dieselben schnell durch die sofort eintretenden Erfolge der britischen Waffen erstickt.

Seitdem hat im Pandschab Ruhe geherrscht, wenn auch unruhige Stämme in den nordwestlichen und nördlichen Grenzgebieten dann und wann ein Einschreiten britischer Waffen nötig machten. Die kleinen Auflehnungen wurden schnell niedergedrückt, die Schuldigen bestraft und die unterbrochene Sicherheit hergestellt. Während der Kriege mit Afghanistan spielte das Pandschab eine wichtige Rolle, seine Bevölkerung aber zog nicht geringe Vorteile aus der Beschaffung der Bedürfnisse für die britischen Heeresabteilungen. Andererseits hatte das Land aber auch wiederholt durch Dürren, schlechte Ernten und Hungersnot zu leiden, welche die ganze Umsicht und Thätigkeit der britischen Verwaltung herausforderten, um die Bewohner vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Besuch des Kinkoni-Gebietes in West-Madagaskar.

Von Dr. A. Voeltzkow in Mojanga.

(Hierzu Tafel I.)

Ein schon seit langer Zeit von mir gehegter Wunsch war, dem zwischen der Bai von Marambitsi und der Bai von Bembatoka gelegenen Kinkoni-See einen Besuch abzustatten; doch stets wurde durch irgend einen äußeren Anlaß die Ausführung hinausgeschoben. Der See hatte schließlichs eine sagenhafte Gestalt angenommen, Jedermann hier sprach davon und doch war Niemand dort gewesen; denn die Bewohner jener Gegenden galten mit Recht oder Unrecht als besonders wild und blutgierig.

Endlich konnte ich Ende Juli 1890 zur Verwirklichung meines Planes schreiten; der hiesige mir befreundete englische Vicekonsul Mr. Knott war bereit, sich mir anzuschließen, dessen Begleitung mir um so lieber

war, als er durch seine vorzügliche Kenntnis der Hova- und Sakalava-Sprache über manche Schwierigkeit leichter hinweghelfen konnte.

Wir verhehlten uns nicht die Schwierigkeiten des Unternehmens. Das Gebiet, welches wir bereisen wollten, war bis dahin noch von keinem Weißen betreten worden. Dr. Rutenberg hatte es vergeblich versucht und nach ihm ein Amerikaner, der lange Jahre unter den Sakalava in Minterano gelebt hatte und von ihnen als eine Art König betrachtet wurde, doch ebenfalls ohne Erfolg.

Von allen Seiten wurde uns abgeraten und auf die Aussichtslosigkeit eines glücklichen Endes aufmerksam gemacht. Das Hova-Gouvernement widersetzte sich entschieden unserm Plan und liefs uns erst ziehen, als wir einen Schein ausstellten, dafs wir auf unsere eigene Rechnung und Gefahr dorthin gehen wollten und die Regierung für ein etwaiges Zugrundegehen der Expedition keinerlei Verantwortlichkeit treffen würde. Wir beschlossen zuerst nach Marambitsi zu gehen, dem Sitz der mächtigsten Herrscherin nahe der Küste, und von dort aus den Versuch zu machen, landeinwärts vorzudringen.

Marambitsi schien als Ausgangspunkt für unsere Reise besonders geeignet, weil wir bei einer Durchquerung des Landes in der Richtung Marambitsi-Mahabo dann auf jeden Fall, die in den Karten verzeichneten verschiedenen Flüsse überschreiten mußten. Ganz besonders erschien mir der in allen neueren und auch in der neuesten Karte von Laillet und Suberbie von 1890 als wahrer Riesenstrom verzeichnete R. Manzarai verdächtig, da von der Existenz eines solchen, dem Bet-siboka an Gröfse gleichen Flusses, die Bewohner Mojangas unterrichtet sein mußten und doch Niemand darüber Auskunft zu geben wufste. Dann erschien es mir nicht recht glaublich, dafs eine Wassermasse von der Gröfse des Kinkoni keinen bedeutenden Abflufs haben sollte. Beide Fragen waren zu lösen, wenn es gelang, nördlich vom Kinkoni-See das Land zu durchschneiden.

Am 29. Juli 1890, 8¹/₂ Uhr morgens brachen wir auf. Wir hatten im ganzen siebzehn Mann mit vierzehn Gewehren, dazu zwei Europäer, wären also immerhin in der Lage, nötigenfalls kleineren Feindseligkeiten mit Erfolg begegnen zu können. Wir segelten zuerst zur Bem-batokabai hinaus, dann um Point Angalaka biegend nach Antema, um einen daselbst wohnenden Indier, Agenten des Mr. Knott, an Bord zu nehmen, da wir uns von seinen Verbindungen in Marambitsi günstigen Erfolg versprochen. Um 10¹/₄ Uhr kamen wir daselbst an.

Antema ist ein kleiner Ort von zwanzig Hütten, ziemlich verwahrlost aussehend. Der Wohnsitz der Herrscherin, Mpanjaka Kechi, liegt jedoch eine Viertelstunde davon entfernt, nach Süden landeinwärts denselben Namen führend, hier hatte auch der Indier seinen Verkaufsladen.

An Mpanjaka Kechi vorbei fließt ein kleiner Bach, der von den Höhen im Süden nahe Katsepi herabkommt. Die Vegetation ist sehr dürftig, Mangrove vorherrschend. Die Einwohner nähren sich von Rafiabereitung und Fischfang. 12¹/₄ Uhr verließen wir Antema und erreichten gegen Nachmittag die Insel Makambi, wo wir beschlossen über Nacht vor Anker zu gehen und den günstigen Morgenwind abzuwarten.

Makambi ist ein kleines, zwei Kilometer langes und ein Kilometer breites Eiland, nordwestlich vor der Bai von Boeni gelegen. Es besteht aus einem ca. 100 m hohem Plateau mit vollkommen ebener Fläche, mit hohem Gras bewachsen, nach allen Seiten steil abstürzend und zerklüftet, nur an einer Stelle im Nordosten zugänglich. Hier soll Süßwasser in geringer Menge zu finden sein. Die Insel besteht, wie auch die Höhenzüge hier überall an der Küste, aus feinkörnigem Kalkstein, dem roter Lehm bis zu 10 m Dicke aufgelagert ist. Die durch Regenfluten ausgewaschenen Abstürze sind spärlich bewachsen und bieten ein prächtiges Bild dar. Besonders schön tritt hier infolge von Erosion Säulenbildung zu Tage; tausende und abertausende von kleinen Säulchen von 0,10—1,00 m Höhe, jedes auf seiner Spitze einen Kiesel tragend, fesseln stets aufs Neue den Blick.

Am Südwestende des Plateaus fanden wir zwei halbverfallene Steinhäuser, fest aus Mörtel gefügt, wie wir später erfuhren, von Kambamba, dem König der Etelaotrasakalava im Anfang dieses Jahrhunderts gebaut. Es ist ein vorzüglicher Platz für einen Wachtposten, ein dort angezündetes Feuer muß als Zeichen vor herannahendem Feind weit in das Festland hinein sichtbar sein und eine Vereinigung der Streitkräfte mit Leichtigkeit ermöglichen. Nach Nordosten zum Ankerplatz unseres Schiffes hinabsteigend, trafen wir auf zwei Steingräber, aus demselben Material gefügt, wie die Häuser, dem Anschein nach islamitische Gräber, was auch unsere Leute bestätigten. Da mittlerweile die Dunkelheit hereingebrochen war, zündete ich bei einem der Gräber das trockene Gras an, um für den Heimweg einige Beleuchtung zu haben; darüber zuerst Kopfschütteln meiner muhammedanischen Diener, dann löschten sie die Flamme aus und meinten, das wäre eine böse Vorbedeutung für die Reise, denn dies wären geheiligte Stellen etc. Am Strand angekommen, ließen wir uns durch das Wasser nach unserm Boot tragen; der Mann jedoch, auf dessen Schultern ich saß, stolperte über einen Steinblock ich flog über seinen Kopf hinüber in das Wasser und kletterte dann vollständig durchnäßt in das Boot. Darüber große Freude der Schwarzen: nun wäre die That gesühnt, das wäre die Strafe für meine Vermessenheit. Lachend mußte ich ihnen beistimmen.

Die Fauna der Insel ist äußerst spärlich, was bei dem fast vollständigen Mangel an Süßwasser ja auch nicht zu verwundern ist. Nach

Aussage der Schiffer soll eine Art von Halbaffen auf dem Eiland vorkommen, doch erscheint mir dies sehr zweifelhaft. Das einzige lebende Wesen, das mir zu Gesicht kam, war eine Schar von fliegenden Hunden (*Pteropus Edwardsi*) und ein dicht über der Insel schwebendes Adlerpärrchen (*Haliastes vemiciferrides?*), das, wahrscheinlich auf dem Plateau ein Nest besitzend, sich jedoch außer Schufsweite hielt.

Da der Wind sich aufbesserte, wurde gegen Mitternacht die Fahrt fortgesetzt und vor Sonnenaufgang Kap Tanjo passiert. Das Kap ist eine vorzügliche Landmarke. Ein bewaldeter circa 160 m hoher Berg Rücken, in der Mitte durch einen tiefen Sattel unterbrochen, springt aus der sonst flachen Küste seewärts vor, um nach dem Meer zu steil abzufallen, dadurch südwärts einen guten Ankerplatz bietend. Da der Wind einschloß, gingen wir hier vor Anker und statteten dem Lande einen Besuch ab. Hier mündet ein Fluß, der jedoch nicht weit in das Land reichen soll. Mangrove, dahinter Satapalmen bestimmen den Charakter der Landschaft. Am Kap sollen wilde Ziegen und verschiedene Arten von Lemuren vorkommen. Spuren von wilden Schweinen (*Potamachoerus*) waren massenhaft am Strande vorhanden, sie scheinen sich in den undurchdringlichen Mangrovedickichten tagüber aufzuhalten. Den Spuren nach muß auch eine wilde Katze hier sehr häufig sein. Die Vogelwelt ist nicht besonders reichlich vertreten. *Merops superciliosus*, der grünschillernde Bienenfresser, und der tiefschwarze gabelschwanzige *Dicrusus fonficatus* belebten in einzelnen Exemplaren die Bäume.

Um 9¹/₄ brachen wir auf und segelten mit kräftigem Wind nach Süd weiter in die Bai von Marambitsi, Ankunft daselbst 1¹/₂ Uhr. Dem Gebrauch gemäß feuerten wir zur Begrüßung sämtliche Gewehre ab und begaben uns dann an das Land. Bald waren die Vornehmen des Ortes versammelt und nach einigen begrüßenden Redensarten wurde uns gestattet, auf dem Lande zu bleiben; man wies uns den geräumigen Hof eines Hauses als Platz für unser Zelt an. Rasch wurden die Sachen an das Land geschafft, das Zelt aufgeschlagen, in kurzer Zeit waren wir fertig eingerichtet und fanden nun Gelegenheit, uns näher umzusehen.

Die Stadt besteht aus ungefähr hundertfünfzig einfach aus Holz gebauten Hütten und erstreckt sich am Strand entlang. Nach Süd-Süd-Ost setzt sich die Bai fort in den Marambitsi-Fluß; der in den Karten angegebene Name R. Botilier ist hier unbekannt. Auf den Karten ist die Stadt an der Spitze der sich in die Bai von Süden her hinein erstreckenden Halbinsel eingezeichnet. Dort hat sie zwar in alter Zeit gelegen, ist aber schon seit langem auf die östliche Seite der Bucht an die jetzige Stelle verlegt worden. Die Eingeborenen nennen ihren Ort Sokomanera, derselbe ist die Hauptstadt des ganzen, sich weit

nach Osten und Süden erstreckenden Gebietes von Marambitsi und Sitz der Herrscherin Mpanjaka Barera. Mpanjaka heißt sowohl Herrscher oder Herrscherin, auch der kleinste Häuptling legt sich diesen Titel bei. Das Haus der Herrscherin liegt am Ufer auf einer Anhöhe am nördlichen Ende der Stadt, ist von Lehm gebaut und durch eine hohe Flaggenstange gekennzeichnet. Die übrigen Häuser sind vollständig aus Holz gebaut, das Material dazu liefert fast ausschließlich die Satapalme. Die Wände bestehen aus den Mittelrippen der Blätter und sind mit Blättern ausgekleidet, die dachziegelförmig über einander gelegt werden und dadurch den Wänden ein eigentümlich gemustertes, sehr sauberes Aussehen verleihen; das Dach wird mit Satablättern gedeckt und gleicht nach häufigem Regen den Strohdächern unserer Bauernhäuser.

Die Bevölkerung besteht zum größten Teil aus Muhammedanern und Makua, ihren Sklaven. Sakalava sind nur wenige hier ansässig. Die Muhammedaner sind meistens aus dem Sansibargebiet und von den Komoren eingewandert. Die Königin selbst ist eine Sakalava.

Am Nachmittag war großes Kabari (Beratung), zu dem wir uns in die Hütte des angesehensten Muhammedaners begaben. Wir trugen unsere Absicht vor, den Kinkoni-See zu besuchen; wir hätten soviel davon gehört und wollten ihn deshalb selbst in Augenschein nehmen. Ich sei deutscher Doktor, sammle allerlei Tiere und dächte grade dort recht viel zu finden. Ich mache dann viel Bilder davon und schreibe ein Buch darüber, auch würde bei jedem Tier der Name des betreffenden Königs dabeigefügt; die Leute in Europa hielten dann den für den größten König, aus dessen Gebiet die meisten Seltenheiten zu sehen wären u. s. w. Einige Heiterkeit erregte das Wortspiel über den Ausdruck „*Bibi da Bibi*“, der in Suaheli „Mädchen oder Frau“, in Malagassisch aber „Tier“ bedeutet. Zum Schluß ersuchten wir sie, uns durch ihr Gebiet Führer zu geben. Es wurde uns eröffnet, sie könnten augenblicklich nicht zu einem Entschluß kommen, da der Haupttratgeber der Königin nicht in der Stadt anwesend sei; derselbe würde aber am nächsten Tage eintreffen. Wir beschlossen also zu warten.

Gegen Abend unternahmen wir einen Spaziergang. Die Umgebung ist eben, nach Osten zu wird der Horizont durch niedrige Höhenzüge begrenzt. Hier ist, wie überall, die Satapalme vorherrschend. Scharen des gierigen Milans (*Milvus aegyptius*) und weifsbrustiger Krähen (*Corvus scapulatus*) beleben die Stadt. Kleine grüne Papageien mit grauem Kopf (*Psittacula cana*) schwirren in Gesellschaften von 20—30 Stück durch die Luft.

Am nächsten Morgen, den 31. Juli wurde alles zur Abreise vorbereitet, Reis für drei Tage; Pulver und Kugeln verteilt; aber der große

Mann kam nicht. Wie wir hörten, ist er kein Muhammedaner, sondern ein Sakalava, ohne dessen Rat die Königin nichts thut. Einige neue Beratungen brachten uns nicht weiter; stets wurde uns entgegnet, sie könnten keinen Beschlufs fassen, wir müßten auf diesen Haupttrageber warten, sie hätten übrigens nach ihm geschickt und er würde sicher an diesem Tage kommen. Die Königin selbst bekamen wir nicht zu Gesicht, da sie der Geburt eines Kindes entgegensah. Sie hat bereits deren vierzehn, soll aber noch wie ein junges Mädchen aussehen. Am Nachmittag schickte die Königin einen Boten zu uns und liefs sich entschuldigen, wenn wir nicht nach Gebühr geehrt worden wären; sie hätte nicht gewufst, dafs wir so vornehme Leute wären etc. Wir faßten es so auf, wie es gemeint war, als Redensart. Bald darauf übergaben wir unsere Geschenke, indem wir hofften, dafs sie vielleicht dann unsere Angelegenheit rascher erledigen würde; unter diesen befand sich auch eine grofse rote Atlasfahne, deren Annahme jedoch verweigert wurde, da die Stange an der Fahne mit blauem Tuch überzogen und blau für die Königin während ihrer Schwangerschaft „*fadi*“¹⁾ sei. Wir trennten deshalb das Fahnentuch von der Stange und übergaben es so. Am Abend kam flufsabwärts eine Lakka (Boot der Eingeborenen) und brachte die Nachricht, dafs der grofse Mann am nächsten Morgen ganz sicher kommen würde; wir hofften wieder, obgleich wir alles für Gerede und leere Ausflüchte zu halten begannen. Sokomanera scheint ein wohlhabender Ort zu sein. Die Bewohner haben einen grofsen Viehstand, sowohl Rindvieh wie Ziegen, viel Hühner, Enten werden gehalten, der Fischfang ist gleichfalls sehr ergiebig. Der Flufs beherbergt viele Krokodile. Eins derselben stattete uns in der Nacht einen Besuch ab, wahrscheinlich durch die Ziegen in unserem Hof angelockt. Eine Schildkröten-Art ist hier sehr verbreitet; es ist eine Landschildkröte (*Testudo sp.*), die in feuchten Wäldern lebt; ihr Schild ist in grofse, schön gezeichnete Sechsecke geteilt, ich erwarb ein wahres Riesenexemplar.

Am nächsten Morgen, als noch immer keine Nachricht für uns da war, machten wir einen Ausflug nach den dicht vor der Stadt gelegenen Salzfeldern. Es sind weite öde Flächen, die bei Hochwasser von der See überschwemmt werden. Sie sind in grofse Quadrate von circa 100 m Seitenlänge eingeteilt, gegen das Eindringen des Wassers durch 1 m hohe Wälle gesichert. Innerhalb dieser Wälle sind nun reihenweis kleine flache, viereckige Gruben angelegt, die mit einem Stück von dem Blatt des Baumes der Reisenden (*Ravenola* od. *Urania*

¹⁾ *Fadi* = unantastbar, heilig etc., für einen Naturforscher ein unangenehmes Wort, da in manchen Gegenden Vögel, in anderen Lemuren etc. *fadi* sind, d. h. man darf sie nicht fangen.

speciosa) ausgefüttert sind. Die Gräben haben bei einer Fläche von 0,1 qm eine Tiefe von 0,15 m. Aus tiefen, besonders angelegten brunnenartigen Behältern, in denen das Wasser mit der Flut steigt und fällt, wird nun jede der kleineren Gruben gefüllt. Durch Verdunstung wird die Flüssigkeit konzentrierter, und nachdem ein paar Tage hindurch nachgefüllt worden ist, läßt man diese Soole schliesslich vollständig verdunsten und erhält ein prachtvolles schneeweisses Salz in grossen schönen quadratischen Krystallen als Rückstand, das dann schliesslich zu Haufen aufgeschüttet und in den Handel gebracht wird. Bei diesen Salzfeldern sind hauptsächlich Mädchen, und zwar fast ausschliesslich Makuasklavinnen beschäftigt.

Als wir zurückkehrten, wurde uns mitgeteilt, der grosse Mann könne nicht kommen, da unterwegs einer seiner Leute von Räufern erschlagen worden sei, und er ihn erst beerdigen müsse. Gleichzeitig wurde uns als Geschenk der Königin ein Rind überbracht; doch weigerten sich unsere Leute, von Mißtrauen erfüllt, das Tier könne vergiftet sein, es zu schlachten; wir schickten es deshalb zurück. Es entstand nun für uns die Frage, was wir unter diesen Verhältnissen thun sollten; denn das stand fest, dafs alles nur leere Ausflüchte waren, um uns hinzuhalten und am Eintritt in das Land zu verhindern. Es gab drei Wege: entweder den Weg mit Gewalt erzwingen — das hatte sein Mißliches —, oder heimlich in der Nacht aufzubrechen und so rasch wie möglich landeinwärts zu marschieren, oder es von einem anderen Punkt der Küste aus zu versuchen. Nach reiflichem Überlegen entschieden wir uns für das letztere.

Rasch wurde das Zelt abgebrochen und um 1 1/2 Uhr segelten wir zur Bai hinaus. In einer erneuten Beratung am Bord entschieden wir uns für folgenden Plan. Wenn wir versuchten, durch Unterhandlungen an einem anderen Platz Einlaß zu erlangen, könnte es uns genau so wie in Marambitsi ergehen, und dann war das ganze Unternehmen wiederum in Frage gestellt. Wir beschlossen deshalb, an einer unbewohnten Stelle zu landen und von dort aus vorzudringen; waren wir erst einmal im Lande, so dachten wir auch weiter zu kommen.

Die Nacht über gingen wir in der Nähe des Kap Tanjo vor Anker, denn dies schien uns der geeignetste Platz für eine Landung. Am Strand des Kaps bemerkten wir an einer, wie es schien, unzugänglichen Stelle ein Feuer. Unsere Leute behaupteten, das wäre nicht von Menschen angezündet, sondern das wäre der „Pepo“, der Geist, der oft dort wäre; wenn man näher käme, könne man von Menschen nichts bemerken. Thatsächlich sahen wir am Morgen dort kein Fischerboot, ein solches wird wohl vor Tagesanbruch davon gefahren sein, denn am Tage hatten wir nahe dem Kap viele Lakkas bemerkt.

Ein flüchtiger Ausflug in das Hinterland am frühen Morgen belehrte auch, daß dasselbe ohne Schwierigkeit passierbar sei; schnell waren unsere Sachen ausgeschifft, nur das unentbehrlichste wurde zusammengepackt, um die Lasten zu verringern, da wir eventuell zu Gewaltmärschen gezwungen werden konnten. Am 2. August gegen 9 Uhr vormittags brachen wir in das Innere auf. Unsere Dhau schickten wir zurück und beorderten sie nach Mahabo, einer Hovastation im Süden des zu bereisenden Gebietes, wo wir herauszukommen gedachten. Der Indier, der vorher immer sehr kühn gethan hatte, blieb an Bord zurück, da er vor der Gefährlichkeit des Unternehmens zurückschreckte.

Wir marschierten in südöstlicher Richtung am Rande des bewaldeten Höhenrückens, der von dem Kap Tanjo gebildet wird, entlang, durch dürftige Satabestände mit dürrem grasbedeckten Boden, schliesslich über kleinere Hügel mit buschartigen Wald, der vorherrschend aus einer Strychnosart (*Brehmia spinosa*) mit grossen gelben Früchten und harter Schale, sowie angenehm säuerlich schmeckendem Fleisch bestand. Schliesslich wurde der Wald so dicht, daß wir uns zuletzt im wahren Sinne des Wortes durchschneiden mußten. Schliesslich konnten wir nicht weiter vorwärts gelangen und wurden zur Umkehr gezwungen, wodurch wir kostbare 1 1/2 Stunden verloren hatten. Bald darauf fanden wir östlich davon zu unserer grössten Freude einen Weg, dem wir von jetzt an folgten. Er führte durch öde Satawälder, deren Boden mit weissem Seesand bedeckt ist, welcher höchst ermüdend wirkte; an feuchteren Stellen waren buschartige Bestände der Ravenola.

Gegen 4 1/2 Uhr kamen wir in die Nähe eines Ortes, nachdem wir vorher ein paar Sakalaven getroffen hatten, deren einer sich gegen angemessene Belohnung uns zu führen bereit erklärte. Der Weg wird freier und führt teilweise über sumpfige mit üppigem Gras bestandene Flächen, abwechselnd mit dünenartigen Höhenzügen. Der Ort Anjabo liegt auf einer sandigen plateauartigen Anhöhe von Busch umgeben. Nach Süden und Osten öffnet sich dem Blick eine weite grüne Ebene von einem silberglänzenden Strom durchzogen.

Wir schickten Boten zur Stadt und ließen unsere Ankunft melden; bald wurden wir zum Nähertreten aufgefordert und uns ein Platz für unser Zelt angewiesen. Dann war grosses Kabari. Wir erzählten ihnen, wir hätten schon viele Herrscher besucht, wären in Katsepi, in Antema und zuletzt in Marambitsi gewesen, hätten dort der Königin Geschenke gegeben und sie uns ein Rind, und jetzt hätten wir die Absicht gehabt, dem Herrscher in Namakfa unsere Aufwartung zu machen. Der Wind wäre aber so schlecht gewesen, daß wir am Kap Tanjo an Land gegangen seien. Es war für uns recht gut, daß wir vorher in Marambitsi gewesen; denn als sie hier hörten, daß uns die Königin dort

einen Ochsen geschenkt, war alles in Ordnung, sie versprachen uns sogar für den nächsten Tag Führer. So war denn die Hauptschwierigkeit gehoben, der erste Empfang übertraf weit unsere kühnsten Erwartungen. Die Hauptbefürchtung, es seien vielleicht von Marambitsi aus Verhaltensmaßregeln eingetroffen, hatte sich nicht bewahrheitet, im Gegenteil glaubten uns die Bewohner von Anjabo im vollsten Einverständnis mit ihrer Herrscherin (Anjabo ist Marambitsi-Gebiet) und mit deren Einwilligung im Lande. Einige Geschenke verstärkten noch unser gutes Einvernehmen.

Der Ort besteht aus nahezu 50 einfach aus Holz und Palmstroh gebauten Hütten. Die Bewohner sind noch die reinen Naturkinder; der größte Teil hatte noch nie einen weißen Mann gesehen, doch verlor sich die anfängliche Scheu gar bald, und den ganzen Abend war unser Zelt von Neugierigen belagert und immer wieder mußten wir Merkwürdigkeiten vorzeigen. Das größte Erstaunen erregten meine Blechteller und Tassen und die Verwunderung, als ich dieselben scheinbar unabsichtlich fallen ließ und sie nicht zerbrachen, wollte gar kein Ende nehmen. Die Einwohner nähren sich von Viehzucht, Fischfang und etwas Landwirtschaft, Mkogo, Bataten etc., außerdem bietet Kautschuck, der in den umliegenden Wäldern in großer Menge gefunden wird, einen lohnenden Ausfuhrartikel. Am nächsten Morgen 6³/₄ Uhr setzten wir uns, nach herzlichem Abschied und nachdem sich der versprochene Führer richtig eingestellt hatte, in Marsch.

Der Weg nach Namakia führt über ein mit Sata und einigen Sträuchern bestandene, aus weichem Sand gebildete Anhöhe in die vorher erwähnte Ebene hinab. Die Ebene ist spärlich mit Gras bestanden, an manchen Stellen sumpfig, an anderen Stellen durch Austrocknung rissig und äußerst unangenehm zu begehen. An einigen Sümpfen fanden sich die weißen Kuhreiher (*Ardea bubulius Sav.*) in großen Scharen, im Grase eine Natter (*Heterodon madagascariensis*), sonst war die Natur wie ausgestorben.

Gegen acht Uhr passierten wir eine der originellsten Brücken, die ich in meinem Leben kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Schon im Verlauf des Weges hatten wir mehrfach kleinere Wasseransammlungen durchwaten müssen, doch schließlich kamen wir an einen ungefähr 10 m breiten Graben, den zu umgehen unmöglich war; vergeblich suchten wir nach der Brücke, von der unsere Führer gesprochen hatten. Es stellte sich nun heraus, daß im Wasser hintereinander zwei versunkene Lakkas lagen, aber noch ca. 1 m unter dem Wasserspiegel; auf denen entlang balancierend ging es Schritt für Schritt vorwärts, das Wasser war so tief, daß an den Seiten mit dem Speer kein Boden zu erreichen war, außerdem waren die Lakkas

schlüpfrig und senkten sich unter der Last. Schliesslich war die sogenannte Brücke zu Ende, ohne dafs man das entgegengesetzte Ufer erreicht hätte. Nun galt es rechts abbiegend über einen freien Raum von ca. 1 m Breite zu springen, aber nicht etwa auf festen Grund, sondern auf eine Art schwimmenden Moorbodens, in den man bei jedem Schritt bis an den Leib einsank und über den man rennen mußte, um nicht ganz zu versinken, bis man eine ca. 5 m entfernte feste Stelle erreichen konnte. Um das Angenehme dieses Überganges noch zu erhöhen, wimmelte es von Krokodilen. Trotzdem ging alles ohne Unfall von statten, nur mein Boy, der mein Gewehr trug, fiel hierbei mit demselben in das Wasser. Natürlich wurde möglichst viel Lärm gemacht, um die Krokodile zu verscheuchen.

Bald auftretende Bananen verkündeten menschliche Niederlassungen. Gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr waren wir in der Nähe von Namakia. Es ist eigentlich keine Stadt, sondern eine Anhäufung von vielen zerstreuten kleineren Ansiedelungen, zum Teil im herrlichsten Bananenwald versteckt. Stets Ansiedelungen passierend, erreichten wir eine Viertelstunde später das Ufer des Stromes, an dem Namakia gelegen. Er ist hier ca. 30 m breit, sehr tief und bei auslaufendem Wasser reißend. Seine Hauptrichtung ist OSO nach NNW. Hier mußte der Namakia-Flufs, von dem noch später die Rede sein wird, überschritten werden. Trotz der gebrechlichen Kanus ging alles gut von statten, nach einer halben Stunde waren wir sämtlich wohlbehalten am anderen Ufer angelangt. Dem Flufs folgend führt der Weg nach Südwest durch dichten, kaum das Tageslicht durchlassenden Bananenwald, tritt nach ungefähr 20 Minuten aus dem Wald heraus, verläßt den Flufs und wendet sich nach Südost. Gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr gelangten wir durch schwach mit Busch bestandene, hin und wieder durch Tamarindenbestände verschönte Gegenden schreitend in die Nähe von Antsoa, unserem heutigen Reiseziel, den Sitz eines mächtigen Häuptlings der Sakalava.

Dem Gebrauch gemäfs schickten wir unseren Führer mit einem unserer Leute zur Stadt hinein und liefsen unsere Ankunft anmelden. Wir erwarteten hier einen freundlichen Empfang, da uns von allen Seiten versichert wurde, der Häuptling wäre sehr zugänglich, in Feindschaft mit Marambitsi, auferdem sei er Liebhaber von Spirituosen, das ist immer ein gutes Zeichen. Bald wurden wir aufgefordert, näher zu kommen. Gab es hier keine Schwierigkeiten, so war alles gut.

Der Herrscher empfing uns im Schatten einer mächtigen Tamarinde auf einer Matte sitzend, im Halbkreis um ihn herum seine Krieger, jeder mit einem prachtvoll gehaltenen Feuersteinschloßgewehr und einem Speer bewaffnet; dem Herrscher gegenüber liefsen wir uns auf einer zweiten Matte nieder, von unsern bis an die Zähne bewaffneten Leuten umgeben.

Amboa, der Mpanjaka von Antsoa, ist eine ausnehmend kräftig gebaute Gestalt von hellerem Teint als sein Volk, eine Erscheinung, die ich öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, vielleicht ein Zeichen von arabischem Blut in ihren Adern? Nach den üblichen Begrüßungen wurde ihm der Zweck unserer Reise auseinandergesetzt, mit ein wenig Kognak freundeten wir uns dann an und bald hatten wir unser Zelt aufgeschlagen und uns häuslich eingerichtet. Am Nachmittag übergaben wir ihm unsere Geschenke, seiner Leidenschaft durch reichlich zugemessene Zuwendung von Kognak und Wermut Rechnung tragend.

Die Bewohner von Antsoa sagen, ihre Stadt liege auf einem Eiland und nicht mit Unrecht. Der Fluß, an dem Antsoa liegt, kommt von dem Nordufer des Kinkoni-Sees her und führt den Namen Mahavari; es ist ein stattlicher Strom von ca. 50 m Breite, der sich bei Antsoa in zwei Arme teilt, welche dann parallel mit einander in nordnordwestlicher Richtung dem Meere zufließen; dadurch wird thatsächlich eine langgestreckte Insel gebildet, die an ihrem nördlichen Ende vom Meere begrenzt wird. Der östliche Arm heißt Vonilahi, der westliche Namakia; der letztere teilt sich dann wieder etwas nördlich des Ortes Namakia und entsendet einen westlichen Arm zum Meer, der Ampitsipitsiki genannt wird, sodafs also der ursprüngliche Mahavari sich schliesslich mit drei getrennten Mündungen in das Meer ergießt. Die Flut reicht bis über Antsoa hinauf, Vonilahi und Namakia sind hier bei Ebbe noch ca. 3 m tief. Der Mahavari, der Ausflufs des Kinkoni, ist bis in diesen hinein befahrbar. Kurz nach seinem Ausflufs entsendet der Mahavari einen schmaleren Arm nach Westen, der mit dem Marambitsi-Flufs in Verbindung steht, doch nur bis Betsina befahrbar ist, von dort aus führt der Weg dann über Land über Be Makamba nach Marambitsi. Nach den Erkundigungen kann man von Antsoa in sechs Stunden zu Wasser nach dem Kinkoni-See gelangen. Der Kinkoni sei so lang, dafs man gerade noch das gegenüberliegende Ufer sehen könne; es sei nicht möglich mit einer Lakka in einem Tage den See von einem Ende zum andern zu befahren. Der See hat eine langgestreckte Gestalt, enthält zwei Inseln, ist an seinem nördlichen Ufer flach, dagegen im südlichen Teil sehr tief. Bei grofser Trockenheit treiben die Sakalava ihre Viehherden durch das Wasser auf die Inseln. Einen südlichen Zuflufs hat der Kinkoni-See nicht.

Unser gastlicher Wirt Amboa hatte sich inzwischen an dem ihm verehrten Kognak gütlich gethan und thauete immer mehr auf. Gegen Abend, bevor die Sonne sank, safsen wir zusammen am südlichen Ende des Ortes, dort wo der Strom sich in zwei Arme teilt. Das Ufer fällt hier ungefähr 5 m tief zum Wasser steil ab, vor uns von Süden her rollt der Mahavari seine Wogen heran, grade uns gegenüber liegen

einige kleinere, dürrig mit Strauchwerk bewachsene Inseln, Hauptaufenthalt der zahlreichen Krokodile, darüber hinaus schweift der Blick über niedere waldbedeckte Höhen und sehnsüchtig nach Süden, wo der nahe und doch unerreichbare Kinkoni-See sich befindet. Denn es schien nicht rätlich, schon jetzt von hier aus nach dem See vorzudringen, da wir auf unserer Route noch einmal das Gebiet von Marambitsi kreuzen mußten, und uns daran lag, jenes Gebiet so rasch wie möglich, ehe von Marambitsi dorthin gesandte Boten uns den Weg unpassierbar gemacht hatten, zu durchschreiten. Doch reifte schon jetzt in mir der feste Entschluß, in nicht zu ferner Zeit hierher zurückzukehren, um von hier aus den See selbst zu besuchen. Auf Befragen gab Amboa die feste Zusicherung, bei unserer Wiederkehr uns sicher bis an den See geleiten zu lassen.

Es hielt etwas schwer, dem Herrscher begreiflich zu machen, daß wir keine Franzosen seien; glaubte er doch zuerst sicher, wir kämen, um nach Gold zu suchen. England kannte er natürlich, von Deutschland hatte er nur einen unklaren Begriff. Er hatte so etwas gehört, daß ein Volk in Europa mit den Franzosen gefochten und sie besiegt hätte. Als er sich dann meine Schmisse besah und ihm erklärt wurde, das käme vom Kämpfen mit dem Schwert und das thäten viele Deutsche zum Vergnügen, rückte er etwas bei Seite und meinte, ich müßte doch sehr „kali“ (wild od. schneidig) sein und betrachtete mich von jenem Augenblick an mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu. Dieser Eindruck schien nicht abgeschwächt zu werden, als er dann später in unser Zelt kam, um uns gute Nacht zu wünschen, eigentlich wohl mehr um einen Schlummertrunk zu nehmen, und er mich, da ich schon etwas ermüdet war, bereits auf meinem Feldbett, mit dem Gewehr im Arm und dem Revolver unter dem Kopf, wie ich es auf Reisen stets thue, liegen sah.

Die Bewohner nähren sich hauptsächlich von Rindviehzucht, Bananenbau und etwas Ackerbau. Die Vogelwelt ist spärlich vertreten. Das Perlhuhn (*Numida mitrata*) ist hier sehr gemein; einige Reiher (*Ardea Idae* u. *Ardea cinerea*) in Gemeinschaft mit kleinen Strandläufern (*Actitis sp.*) beleben den Strand. Durch das Ufergebüsch huscht paarweise pfeilschnell der kleine prachtvoll gefärbte Eisvogel (*Alcedo cristata*). In den Bäumen kreischen fortgesetzt Scharen schwarzer Papageien (*Coracopsis nigra*). Schwerfällig klettert im Gebüsch der Toulou (*Centropus tolou Gm.*), der so dummdreist ist, daß man ihn mit dem Stock erlegen kann. Ein Würger (*Lantzia rufa? Gm.*) kam zur Beobachtung, ohne daß es mir gelang, ihn behufs genauer Bestimmung zu erlegen. Auffällig war mir der gänzliche Mangel der kleinen roten Webervogel. *Fondia madagascariensis L.*, die doch sonst hier an jedem Flusse häufig

sind. Eine kleine Lerche (*Alauda hova Hartl*) zeigt sich vereinzelt im hohen Gras. Sonst ist die Fauna sehr spärlich; es ist eben Sommer, die heiße regenlose Zeit. In Antsoa erhielt ich in Menge eine Hemisphäre von 3—4 cm Länge mit langem Kopffortsatz in allen Entwicklungsstadien, Nymphenform und geflügelte Exemplare, dieselbe lebt im hohen Gras und wird von den Eingebornen gefürchtet. Ich glaube, sie ist identisch mit *Pyrops Madagascariensis Sign.*

Am nächsten Morgen, nach herzlichem Abschied von Amboa und mit dem Versprechen baldigst wiederzukehren, setzten wir über den Flufs. Beinahe hätte uns dabei ein Unglück passieren können. Als das Kanu (Einbaum), das uns zwei Europäer und einige Sachen nebst Gewehren trug, noch einige Schritte vom Ufer entfernt war, sprang plötzlich das ein Astloch verschließende Stück Holz heraus und stromweise stürzte das Wasser in das Boot. Mit halbgefülltem Boot konnten wir noch schleunigst das Ufer erreichen. Wäre uns der Unfall auf der Mitte des Stromes passiert, so wäre wohl ein Teil unserer Sachen verloren gewesen, der Gefahr vom Strom fortgerissen oder von Krokodilen angegriffen zu werden, nicht zu gedenken.

Gegen 6³/₄ Uhr waren wir Alle glücklich am jenseitigen Ufer angelangt und die letzte bedeutende Schwierigkeit war überwunden, da wir nach Aussage der Eingeborenen von jetzt an bis Mahabo keinen bedeutenderen Flufs mehr zu überscheitern hatten.

Der Weg führt in SSW-Richtung dem Mahavari folgend durch Parklandschaft, vorherrschend Tamarinden, und steigt allmählich an. Nach einer Stunde passierten wir einige kleinere Ansiedelungen mit reichem Viehstand und erreichten um 8 Uhr Ambatu, einen Ort von einigen 20 Hütten, auf einer Anhöhe am Ufer des Mahavari gelegen. Nordöstlich davon, in einer Entfernung von ca. 1 Kilometer, befindet sich ein dichter Wald, Anseli genannt. Von hier aus biegt der Weg nach Südost über kleine mit Sata spärlich bestandene Anhöhen, um in dreiviertel Stunden einen kleinen Ort Boboki zu erreichen, die letzte Ansiedelung auf unserem Wege bis zum Abend. Der Weg steigt immer mehr an, die Vegetation wird dichter, dichtes Buschwerk tritt auf, um schließlich öden, mit Gras bewachsenen Lateritflächen Platz zu machen. Die rote Farbe des Bodens wird durch die Asche der abgebrannten Gräser fast vollständig verdeckt. Stellenweise tritt zerfressener Korallenkalk zu Tage, alten Meeresboden erkennen lassend. Gegen 10 Uhr erblickten wir in der Ferne steil abfallende Höhen, Ambalavongo genannt, jenseits derselben soll unser heutiges Reiseziel Anaborenji liegen. Wir befanden uns auf einem sanft ansteigenden Plateau mit vollkommen ebener Oberfläche, dessen Ende wir kurz vor 12 Uhr erreichten. Hier bot sich unseren Augen ein herrlicher Anblick dar, der

uns alle Anstrengungen vergessen machte. Der Marsch hatte wirklich die Kräfte erschöpft, denn die Sonne brannte fürchterlich auf diesen schattenlosen Ebenen und vergeblich lechzte die Zunge nach einem Trunke Wassers.

Das Plateau, an dessen Rande wir uns befanden, breitet sich weit nach Norden aus und stürzt hier ca. 170 m steil hinab zu einer weiten waldbedeckten Ebene, nördlich und südlich vorspringend und dadurch einen tiefen, nach der Ebene zu geöffneten Kessel, bildend, der nach vorn zu durch einige kleinere spitzgezackte malerisch zerklüftete Höhen abgeschlossen wird. Darüber hinaus schweift der Blick über weite grüne Wälder, die uns den Anblick des Sees, den wir von hier aus erhofft hatten, verwehrten. Wir rasteten hier etwas und beschlossen dann nach Ambalavongo hinabzusteigen und nicht, wie wir ursprünglich beabsichtigt hatten, den Weg über Anaborenji fortzusetzen. Es hätte uns dies zu weit in jene undurchdringlichen Wälder geführt, welche das ganze Land südlich und südöstlich vom Kinkoni bedecken, und uns gezwungen, einen drei bis viertägigen Marsch durch dieselben ohne die Möglichkeit der Verproviantierung zu unternehmen. Auf steilem Wege, der in den feinkörnigen reichen Kalkstein ausgewaschen war, stiegen wir in den Kessel hinab und, jene kleineren Höhen passierend, gelangten wir in südöstlicher Richtung gegen 1 1/2 Uhr nach Ambalavongo, dem Sitz des Mpanjaka Mosa, Herrschers von Kinkoni.

Die Residenz besteht aus fünf Palmstrohütten; es existiert keine größere Ansiedelung, sondern durch das Gebiet zerstreut liegen kleinere Komplexe von Hütten. Mpanjaka Mosa macht einen höchst unbedeutenden Eindruck; auf einer Matte im Schatten einer Tamarinde sitzend, stellte er so recht die Verkörperung des *dolce far niente* dar. Da es hier, wie im ganzen Sakalava-Lande Sitte ist, daß der Herrscher nicht selbst spricht, sondern dafür einen eigenen Rat hat, so wurde nach diesem geschickt. Nach ungefähr 20 Minuten erschien derselbe dann auch. Er machte keinen allzu vertrauenerweckenden Eindruck; ein Tuch um die Lenden geschlungen, die Haare nicht in Zöpfe geflochten, wie es sonst bei den Sakalava Sitte ist, sondern wie ein mächtiges Toupet wirt um den Kopf stehend, auf der rechten Seite der Stirn eine weiße Platte mit einem Band befestigt, um den Gürtel eine Patronentasche, in der Hand ein Feuersteinschloßgewehr und einen Speer: man konnte sich fast fürchten. Er machte einen Höllenspektakel; auf unsere Frage nach Führern erklärte er im heftigsten Ton, er hätte keine etc., sodaß ich schon in aller Stille meinen Revolver entsicherte, weil die Verhandlung sich durchaus nicht günstig anliefs. Schließlich wurde er etwas ruhiger, wohl in Anbetracht eines zu erwartenden Geschenkes, und führte uns nach der 10 Minuten entfernten,

weiter abwärts nach Süden in der Ebene gelegenen Ansiedelung, in welcher er seinen Wohnsitz hatte, dort sollten wir unser Nachtlager aufschlagen. Die Ansiedelung bestand aus vier dicht nebeneinanderstehenden Hütten, die aber im Gegensatz zu allen anderen Sakalava-Häusern, die ich bis jetzt gesehen hatte, auf meterhohen Gerüsten erbaut waren, wohl des Regens wegen während des Winters oder vielmehr der Regenzeit, ungeheuer praktisch zur Abwehr der Moskitos, zu welchem Zweck unter jeder Hütte die ganze Nacht hindurch qualmende Feuer unterhalten werden. Die Ausrüstung des Innern ist sehr einfach. Ein paar Kochtöpfe, eine Matte als Lager zum Schlafen und ein von der Decke zur Erde herabfallendes Moskitonetz, was uns das Schlimmste für unsere Nachtruhe befürchten liefs.

Der Boden ist hier etwas feucht, deshalb der Ort dem Anschein nach ungesund. Wir waren nun hier mitten unter den wilden Sakalava-Stämmen, doch von ihrer Wildheit merkten wir nichts; wir hatten im Gegenteil liebenswürdige, von der Kultur gänzlich unberührte Menschen kennen gelernt. Auch unser Rat entpuppte sich, als wir ihm unsere Geschenke für seinen Herrscher überreichten und auch für ihn einiges beifügten, als ein ganz angenehmer Geselle. Als er sich dann schlieflich auf dem Bauche liegend frisieren, d. h. sein Haar von seiner Frau in Zöpfe flechten liefs, sah er sogar ganz manierlich aus. Auch die Führerfrage erledigte sich durch ein Extrageschenk sehr schnell, indem er sich selbst als Führer anbot. Hatte schon das Aufrichten unseres Zeltes die größte Verwunderung erregt, um wie viel mehr unsere anderen Merkwürdigkeiten. Einen weisen Mann hatte noch niemand von ihnen gesehen, trotzdem waren die Leutchen ganz zutraulich, selbst die Mädchen zeigten absolut keine Scheu vor uns. Stets aufs neue mußten Uhr, Teller etc. vorgezeigt werden. Die größte Heiterkeit erregten die gefangenen Tiere und ein Freudengeschrei ertönte, so oft sie einen ihnen bekannten Käfer oder ein anderes Insekt herausfanden. Während ich mein Gewehr nachsah und es zu dem Zweck auseinanderklappte, ertönte ein allgemeiner Schrei des Bedauerns, denn nun sei es zerbrochen, dachten sie; blitzschnell klappte ich es zusammen und schofs einen der zu unseren Häupten hoch in den Zweigen sitzenden Vogel herab; ich müfste ein Zauberer sein, meinten sie. Als wir uns dann aber eine Cigarre anzündeten, erreichte die Verwunderung ihren Höhepunkt; dafs man durch einfaches Streichen Feuer erzeugen könne, überstieg doch alles. Durch Versprechen einer Schachtel dieser Zauberhölzer nach beendigter glücklicher Reise gewannen wir das Herz unseres Herrn Rates vollständig.

Wir fanden viel Reisbau und Viehzucht. Zum Essen bedienen sich die Sakalava hier hübscher aus Holz geschnittener Löffel, leider

war das Verkaufen derselben „Fadi“. Der Preis eines Rindes ist hier ein Fünffrankenthaler und, um unser gutes Einvernehmen zu besiegeln, kauften wir eins derselben und liefsen das Fleisch unter unsere Leute und die Dorfbewohner verteilen. Das einzige, was ich hier für meine Sammlung erlangte, war eine Karpfenart mit roten über den Körper zerstreuten Punkten, die ich aber bis jetzt aus Mangel an Literatur nicht bestimmen konnte. Trotz des Moskitonetzes hatten wir von Moskitos viel zu leiden.

Am nächsten Morgen, 5. 8. 90, 5 Uhr 45 Min. brachen wir auf. Der Weg führt nach Südost über weite mit Satawald bestandene Flächen, mit sumpfigem Terrain abwechselnd. Gegen 7 Uhr passierten wir ein ungefähr 1 m tiefes, 6 m breites Gewässer. Um 8 Uhr bemerkten wir im Norden einen 2—3 km großen See, dessen Name uns als Tsantsahitsi angegeben wurde.

Bald darauf erreichten wir Ambuanjo, einen kleinen, auf einer sich aus der Ebene erhebenden Anhöhe gelegenen Ort. Hier beschlossen wir abzukochen. Nach großer einleitender Rede unseres Führers wurden wir äußerst freundlich empfangen. Während unseres Aufenthaltes passierte ein Trupp von Arbeitern, welche aus den Minen in Maevatenane durchgebrannt waren. Auf unsere Frage nach Räubern erhielten wir stets mit verständnisinnigem Lächeln die Antwort, es gäbe hier keine. Die Leute sind unter Umständen ja sämtlich solche, besonders den Hova gegenüber. Der von uns entdeckte See steht mit dem Kinkoni durch den von uns passierten Wasserlauf in Verbindung, ohne jedoch während der Regenzeit vollständig mit dem Kinkoni zu verschmelzen. Der Kinkoni muß zu jener Zeit eine ganz gewaltige Ausdehnung haben, die ganze Ebene bildet dann eine weite Wasserfläche. Der Name „Kinkoni“ ist nicht etwa die besondere Bezeichnung für den See allein, sondern man versteht darunter das ganze Gebiet von Ambalavongo über Ambuanjo, das sich noch weit nach Süden erstreckt. So nennt sich ja auch Mpanjaka Mosa in Ambalangovo „Herrscher vom Kinkoni“, trotzdem sein Wohnsitz nicht am See gelegen ist.

Gleich nach unserer Ankunft in Ambuanjo setzte bei mir heftiges Fieber ein, mit Schüttelfrost, Übelkeit etc., wahrscheinlich in vergangener Nacht im feuchten Ambalavongo trotz Chiningebrauch acquirit. Rücksicht darauf konnte aber nicht genommen werden und so brachen wir gegen $\frac{1}{2}$ 11 Uhr auf. Der Weg führt über wellenförmiges, schwach mit Sata bewachsenes Terrain, immer am Fusse des steil zur Ebene abfallenden Plateaus entlang, das mit seinen roten, von Regenfluten zerrissenen, vorspringenden, nur spärlich bewaldeten Klippen einen äußerst malerischen Anblick gewährt. Diese Klippen umspannen einen weit von West nach Ost sich erstreckenden

Bogen von ca. 180 Grad. Gegen 12 Uhr hatten wir diese passiert. Der Tag war für uns sehr anstrengend, besonders für mich, da weit und breit kein Wasser zu entdecken war. Zu Tode ermattet schleppten wir uns über sanft ansteigendes, schließlich auch nach Süd in ein Plateau übergehendes Hügelland. Um 3 Uhr nachmittags fanden wir endlich Wasser; es war für mich die höchste Zeit, denn bei meinem hochgradigen Fieber befürchtete ich jeden Augenblick einem Hitzschlag zu erliegen. Der Weg, der vorher O-SO verlief, hatte schon vorher sich mehr nach O gewendet. Nach kurzer Rast ging es weiter und abends 5 1/2 Uhr erreichten wir Ambondrobe, unser heutiges Quartier. Der letzte Teil des Weges war besonders anstrengend, da er, einem jetzt trockenen Flußbett folgend, durch weichen weißen Sand führt. Dieser Fluß, der nur in der Regenzeit Wasser führt, soll von den Höhen im Norden herabkommen.

Ambondrobe liegt auf einer Anhöhe, welche auf allen Seiten von dichtem Satawald, mit Gesträuch durchsetzt, bewachsen ist, und besteht aus ca. 20 Hütten; der Ort wird von einer über mannshohen festen Boma von Satastämmen umschlossen. Man merkt den Einfluß der nahen Hovagrenze. Auf einer Stange beim Eingang sahen wir einen gebleichten Menschenschädel, der, wie wir später erfuhren, einem Sakalaven gehörte, welcher Vieh gestohlen hatte und zur Strafe getötet worden war. Im Orte fielen uns die zahlreichen Hunde auf.

Am nächsten Morgen 5 1/2 Uhr Aufbruch; wir folgten zunächst einem trockenen Flußbett, verließen dasselbe nach kurzer Zeit und stiegen alsdann zur Ebene hinab, die bei Hochwasser überschwemmt wird, jetzt aber trockene Flächen mit Mangrove bestanden bildet. Gegen 7 Uhr erreichten wir einen tiefen, ca. 6 m breiten Creek, über welchen eine Brücke führt, die aus einem Baumstamm besteht, welcher jetzt ca. 0,6 m unter Wasser war. Ein primitives Geländer, aus einer Stange hergestellt, die man mit den Fingerspitzen bei ausgestrecktem Arm gerade berühren konnte und welche beständig hin und her schwankte, gewährte inmerhin einigen, wenn auch nur einen eingebildeten Halt. Doch glücklich kamen wir hinüber. Nach kurzer Zeit wird das Gelände hügelig; in den feuchten Gründen dieser Ebene fanden wir die herrlichsten Rafiabestände, doch, wie wir später hörten, nicht ausnutzbar, da für die Sakalava dieses ganzen Distrikts die Rafiapalme „Fadi“ ist. Die Hügel werden immer höher und sind dicht mit Buschwald bedeckt. Nachdem wir schließlich einen 100 m hohen Hügelzug erstiegen hatten, sahen wir zu unsern Füßen Kandani, die Residenz des mächtigen Herrschers von Boeni liegen.

Kandani liegt in einem weiten sich von Nord nach Süd erstreckenden Thal, dessen Ostseite genähert, auf einer kleinen sich in demselben er-

hebenden Anhöhe. Die westlichen Höhen fallen steil herab, während die der Ostseite allmählich ansteigen. Das Thal steht fast ganz unter Wasser und gewährt mit dem saftigen Grün seiner Felder einen entzückenden Anblick. Um zur anderen Seite zu gelangen, mußten wir zum Teil die Reisfelder durchwaten. Bei einem tiefen, ca. 5 m breiten Wasserlauf hatte ich Gelegenheit, eine dritte Art von Brücke kennen zu lernen. Als Brücke diente nämlich ein schlüpfriger Satastamm, der aber zu kurz war und deshalb schräg hinab in das Wasser reichte, so daß die sogenannte Brücke nach einigen Schritten gar nicht mehr zu sehen war. Mein Begleiter, der es unsern Dienern gleichthun wollte, stürzte nach ein paar Schritten in das Wasser und mußte an das Land schwimmen. Nach Entledigung der Stiefel gelangte ich glücklich hinüber. Wunderbar erschien mir stets die Sicherheit, mit welcher die Schwarzen derartige Hindernisse überwinden, noch dazu mit ihrer Last, die nicht wie in Ostafrika auf dem Kopf, sondern an langen Stangen getragen wird; gröfsere Stücke werden von zwei Mann getragen und doch bewegen sie sich vorwärts, als wären sie auf ebener Erde. Was derartige Übergänge besonders unangenehm macht, ist der Umstand, daß jede gröfsere Wasseransammlung eine Unmenge von Krokodilen beherbergt, die schon manches Unglück herbeigeführt haben. Daß dies nicht leere Redensart ist, beweist die Angabe aus den Goldminen in Maevatanana, nach der im verflossenen Jahr 14 Leute durch Krokodile ihr Leben eingebüßt haben. Im Schatten eines mächtigen Baobab (*Adansonia sp.*) rastend, der trotz seines Blättermangels durch seinen mächtigen Stamm köstlichen Schatten spendete, warteten wir der Rückkehr unserer in die Stadt gesandten Boten ab. Bald kehrten dieselben zurück und geleiteten uns zum Versammlungsplatz.

Der Herrscher Mpanjaka Selimo empfing uns in reicher arabischer Tracht, mit kostbarem Schmuck behangen, umgeben von seinen Vasallen und Getreuen; er ist von kräftiger untersetzter Gestalt, mit hellem Teint und intelligenten Gesichtszügen. Derselbe erkundigte sich nach dem zurückgelegten Weg, nach unseren Erlebnissen u. s. w., so daß wir sofort erkannten, wir hätten es mit einem höflichen welt erfahrenen Mann zu thun.

Kandani macht einen sehr wohlhabenden Eindruck. Ursprünglich war der Ort viel kleiner, wie man aus den Resten früherer Befestigung ersieht. Das ganze Thal ist besät mit Reisfeldern, die, um das Wasser besser zurückzuhalten, an den Seiten mit kleinen Dämmen versehen sind. Auferdem ist Rindviehzucht sehr bedeutend.

Nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, übersandten wir unsere Geschenke. Vier blanke Fünffrankenthaler, ein paar Lambas, etwas Merikano und den Rest unseres Getränkes, bestehend in zwei Flaschen

Kognak. Als Gegengeschenk erhielten wir zwei Ochsen und fünf Frankenthaler, also einen Thaler mehr als wir gegeben hatten, wohl um uns zu zeigen, daß man nicht auf Geld zu sehen brauche. Vier von diesen sandten wir seiner Mutter als Geschenk, ebenso gaben wir einen der Ochsen den Bewohnern der Stadt, den andern erhielten unsere Leute und alle Teile waren zufrieden.

Wir hatten zuerst beabsichtigt, noch am selben Tage weiter zu gehen, um möglichst in der Nacht Mahabo zu erreichen; doch Selimo hielt uns mit Recht vor, es sei nicht Sitte, wenn man zum Besuch käme, nicht einmal die Nacht zu bleiben, versprach außerdem, vom nächsten eine Stunde entfernten Ort aus uns mit Booten nach Mahabo bringen zu lassen; gern fügten wir uns seinem Vorschlag.

Die Bevölkerung setzt sich zusammen aus Sakalava und aus Makua, ihren Sklaven, die von der Küste von Mozambique stammen; das Gesetz über die Aufhebung der Sklaverei gilt ja nur innerhalb des Hova-reiches und hat hier keine Giltigkeit.

Der Ort scheint recht geeignet für einen längeren Aufenthalt eines Zoologen zu sein. Verspricht schon das viele Süßwasser eine reiche Ausbeute an niederen Tieren, so sind auch die Wälder reich an höheren Tieren. Verschiedene Arten von Lemuren sind vorhanden, dann soll die „Fossa“ (*Cryptoprocta ferox*), dieser interessante Vertreter des Katzensgeschlechtes, hier häufig sein, auch soll die so sehr seltene schwarze Art hier vorkommen. Leider gestattete es mein Gesundheitszustand nicht, schon jetzt einige Zeit hier zu verweilen; doch gedenke ich in Kürze hierher zurückzukehren und dann auch die bis jetzt ganz unbekanntem Gegenden südlich vom Kinkoni einer näheren Untersuchung auch in geographischer Hinsicht zu unterwerfen.

Aufbruch am nächsten Morgen, 7. 8. 90, 6 Uhr 20 Min., von unserm liebenswürdigen Wirt begleitet, der aber als Zeichen seiner Stellung sich in einer Filansana¹⁾ tragen liefs. Der Weg führt, dem Thal folgend, am Fufse der östlichen Hügel entlang nach Nord, durch Satawald, erreicht nach einer halben Stunde Mangrove-Bestand, biegt alsdann nach einer weiteren Viertelstunde nach Ost und führt schließlich in ungefähr zehn Minuten nach Ampampamena, von wo aus wir unsere Reise mit dem Boot weiter fortsetzen sollten. Zu meiner großen Überraschung lag Ampampamena nicht an einem schmalen Creek, wie wir geglaubt hatten, sondern direkt an der Bembatokabai.

Hier sieht man schon viele Hova, da der Haupthandel mit den Sakalava des Südkinkoni-Gebietes über Ampampamena geht.

¹⁾ Ist ein zwischen zwei langen Stangen angebrachter Sitz, der von vier Leuten getragen wird.

Da die versprochenen Boote nicht bereit waren und das vorhandene nicht ausreichte, um uns und unser Gepäck zu befördern, beschlossen wir hier zu warten und einen Boten nach Mahabo zu schicken, um unsere Dau hierher zu holen. Erfreulicherweise konnten wir hier etwas Getränk kaufen und Mpanjaka Selimo damit seine Gastfreundschaft etwas vergelten. Bald verließ uns derselbe, um nach seiner Residenz zurückzukehren, nachdem er versprochen, uns in Mojanga zu besuchen. Am nächsten Morgen kam unser Segelboot, die Dau war noch nicht in Mahabo eingetroffen. Um nicht noch länger warten zu müssen, ließen wir sämtliche Leute mit unseren Sachen zurück und machten uns in dem kleinen Boot auf den Weg. Beinahe wäre uns noch ein Unglück passiert. Als wir mitten auf der Bai waren, erhob sich plötzlich eine der hier häufigen Böen. Flut stand gegen Wind und im Augenblick waren wir inmitten haushoher Wogen, das Steuer brach, sodafs wir eine Zeitlang das Schlimmste fürchteten. Mit einem Ruder notdürftig steuernd, kamen wir dennoch gegen Mittag wohlbehalten in Mojanga an.

Zum Schlusse seien mir noch einige zusammenfassende Bemerkungen gestattet. Als Hauptergebnis unserer Reise hat sich herausgestellt, dafs der in den Karten als einer der gröfsten Flüsse Madagaskar's angegebene R. Manzarai in Wirklichkeit gar nicht existiert. Weiter, dafs aus dem Nordufer des Kinkoni-Sees ein grofser Strom, der Mahavari, entspringt, der sich bei Antsoa teilt und schlieslich mit drei Mündungen sich in das Meer ergiefst. Dann ist aufser dem Kinkoni noch ein gröfserer See zu verzeichnen, der mit jenem durch einen Wasserlauf in Verbindung steht. Während der Regenzeit hat dieser kleinere See einen Abflufs nach der Bembatokabai. Der Kinkoni hat keinen südlichen Zuflufs.

Das ganze Gebiet zwischen der Bai von Marambitsi und der Bai von Bembatoka stellt ein von allen Seiten ansteigendes Plateau dar, welches nach der Mitte hin zu einer weiten Ebene abfällt. Das Land ist ziemlich gut bevölkert, die Ebenen reich an Reisbau, Rindviehzucht, die Wälder enthalten viel Kautschuk und Rafia. Das Volk ist gut bewaffnet, fast jeder besitzt ein Feuersteinschlofsgewehr. Dadurch wird auch begreiflich, dafs Radama I. seinen Versuch, in das Land einzudringen, aufgeben mußte.

Das ganze Gebiet ist von den Hova unabhängig und unter die drei mächtigen Herrscher in Marambitsi, Antsoa und Kandani geteilt.

Der Süden des Kinkoni ist unbewohnt und von undurchdringlichen Wäldern bedeckt.

SAMPSON LOW, MARSTON & CO.'S NEW BOOKS

ADVENTURES IN NYASSALAND: a Two Years' Struggle with Arab Slave-Dealers in Central-Africa. By L. MONTEITH FOTHERINGHAM, Agent of the African Lakes Company. Numerous Illustrations. Crown 8vo. cloth, 7s. 6d.

THE PACIFIC COAST SCENIC TOUR. From Southern California to Alaska. The Yosemite. The Canadia Pacific Railway. Yellowstone Park and the Grand Cañon. By HENRY T. FINCK. With 24 Full-page Illustrations. Crown 8vo. cloth, 7s. 6d.

Will be happy to forward their latest '**Globe**' Catalogue to anyone who will apply for the same.

ST. DUNSTAN'S HOUSE, FETTER LANE, E.C.

Sieben erschien in meinem Verlage und
ist durch jede Buchhandlung zum Preise von
Mk. 3.50 zu beziehen:

Sonnencult der Indogermanen
(Indoeuropäer)
insbesondere der Indotentonen
aus
125 hebräischen, griechischen, lateinischen und
altnordischen Original- und 278 sonstigen
Quellen geschöpft und erwiesen
von
Dr. Heinrich Böttger
vgl. hannoverschen Bibliotheksrath a. D.
Breslau, **Leopold Freund,**
Büttnerstraße 3. Verlagsbuchhandlung.

Für Liebhaber.

Zu verkaufen ein gut erhaltener Homann'scher Atlas, Nürnberg 1746 mit 36 Karten 55 : 55 cm Größe mit schönen Kupferstichen. Gefl. Offerten sub J. U. 5132 an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.**

Vor kurzem erschien und wird gratis und franko versandt:

Lager-Verzeichniss No. 48; Abhandlungen und Antiquaria aus dem Gebiete der **Geographie, Ethnographie und Reisen.**
Leipzig.

Gustav Fock
Abtheilung für Antiquariat.

Verlag von Mitscher & Röstel

Berlin W. 61 Jaegerstrasse.

Ansichten

aus

Japan, China und Siam.

Im Auftrage der königlich preussischen Regierung

herausgegeben von

A. Berg.

10 Hefte in Imperial-Folio mit 60 lithographirten Tafeln,
davon 20 in prachtvoll ausgeführtem Farbendruck
und 40 schwarz.

Mit 60 Blatt Text in deutscher, französischer und englischer
Sprache.

Berlin 1864—1873.

Neue tadellose Exemplare statt

300 Mark zu **80 Mark.**

Wissenschaftl. Bibliotheken, Geographen,
Anthropologen, Sprachforschern u. s. w.
empfohlen:

Congrès international
des
Américanistes.

Compte rendu de la VII. Session
Berlin 1888.

XII. 807 p. 8°. avec 7 planches.
Preis M. 24 —

Verlag von **W. H. Kühl, Jägerstr. 73**
Berlin W.

W. H. Kühl, 73 Jägerstr. Berlin W.
Buchhandlung u. Antiquariat

empfiehlt sich zur schnellen
und billigen Besorgung von

Deutschem u. Ausländischem
Sortiment und Antiquariat.

Ausgedehnte direkte Verbindungen nach allen Weltteilen.

Kataloge gratis.

Beilage: **Velhagen & Klasing's** Neue Monatshefte V. Jahrgang 1891.

Für die Redaktion verantwortlich: **Hauptmann a. D. Kollm** in Charlottenburg.

Druck von **W. Pormetter** in Berlin.